



mosaik

Zeitschrift für Literatur und Kultur

dass alles
immer
weitergeht

Ausgabe 28 – Frühling 2019

mosaik - Verein zur Förderung neuer Literatur und Kultur
(ZVR: 036974145)

Herausgeber*in: Josef Kirchner, Sarah Oswald
Textauswahl: Felicitas Biller, Marko Dinić,
Marlen Mairhofer, Manuel Riemelmoser
Layout/Satz/Grafik/Illustration: Sarah Oswald
Korrektorat: Manuel Riemelmoser, Felicitas Biller

mosaikzeitschrift.at
liberladen.org

Auflage: 1500 Stück
Erscheinungsweise: 3 Ausgaben pro Jahr
Erscheinungsort: Salzburg
ISSN 2409-0220

mosaik ist eine Plattform zur Vermittlung und Vernetzung gegenwärtiger Literaturen. Print- und Onlinepublikationen sowie Veranstaltungen treten in Synergie mit anderen Kunstformen und zielen auf die Förderung aktueller Stimmen und deren Vielfalt. Hierbei steht das Werk im Zentrum.

mosaik will Räume schaffen, um den Literatur- und Kunstdiskurs zu hinterfragen und neue Zugänge zu ermöglichen. Aus der Gesamtheit dieser Aktivitäten entsteht das namensgebende Bild.

Du willst ein Teil des mosaik werden?
schreib@mosaikzeitschrift.at

Einsendeschluss Ausgabe 29: 06.04.2019

Details zu den Einsenderichtlinien findest du auf: mosaikzeitschrift.at

Kostenoffenlegung

Das mosaik ist kostenlos erhältlich. Das bedeutet jedoch nicht, dass bei der Produktion keine Kosten anfallen. Die (fiktive) Entlohnung der Arbeitsstunden im Team haben wir nach den fair-pay-Empfehlungen der IG Kultur Österreich bemessen, die Arbeitszeit der Autor*innen und Künstler*innen können wir weder ermessen noch angemessen entlohnen. Das mosaik finanziert sich größtenteils über Förderung der Stadt und des Landes Salzburg sowie des Bundeskanzleramtes Österreich. Wenn du unsere Arbeit schätzt, kannst du uns auch monetär unterstützen: Mit einem Abo, einer Mitgliedschaft oder einer einmaligen Förderung.

Mehr Infos dazu: mosaikzeitschrift.at/geld

mosaik28

Redaktion (94h à 17€) *	1598,00€
Organisation (49h à 16€) *	784,00€
Korrektorat (22h à 17€) *	374,00€
Grafik & Satz (18h à 17€) *	306,00€
Druck	3079,79€
Versand (Durchschnittswert)	385,46€
Marketing (Durchschnittswert)	320,00€
Künstlerische Arbeit	unbezahlbar
Summe	6847,25€
Auflage	1500
Kosten pro Exemplar	4,56€

* diese Arbeit erfolgt unentlohnt!

4 INTRO

5 DIE ALLEINIGE REGIE

Katharina Körting – *Großer Bahnhof*
Stefan Heyer – *Januar*
Simon Stuhler – *Charms*
Konstantin Arnold – *Mammon*
Katharina Wulkow – *Hotelstaub*

21 ZU ZART ZUM SCHLAGEN

Marina Büttner – *Der Mantel*
Sophia Fritz – *Die sieben Todsünden*
Harald Kappel – *Bang Bang und das ganz normale Glück*
Mascha Schlubach – *Die Mutter*
Sonja Gruber – *Kindheit am Bauernhof*

41 SICHERHEITSDIENSTLEISTUNGEN

Steffen Kurz – *Abschluss*
Johanna Wurzing – *Leumundszeugnis*
Magdalena Sams – *Die Insel / Verhagelte Bananen*
Lisa Gollub – *Siebensachen*
Marianna Lanz – *bienenfleißig*
Svenja Reiner – *Friedrichsblau*

55 BABEL

Alexander Estis (Übersetzung) –
Pirozhki (anonyme Internetgedichte)

59 MARK DANIEL PROHASKA

67 KULTURSZENE

Peter.W. – *Hanuschplatz #16: Ich habe ein Problem!*
Felicitas Biller – *„Zwischenräume sollen bewohnt werden“* (Zeitschriftenschau)
Marko Dinić – *„Da uns vieles reizt, übersetzen wir alles.“* (Interview)
Lisa-Viktoria Niederberger – *Beziehungsstatus: Wertvoll* (Rezension)
Zoltán Lesi – *In Frauenkleidung* (Neuerscheinung)

80 KREATIVRAUM

Basislager Hüttenberg

4 Dass alles immer weitergeht, dafür braucht es viele Dinge: Als erstes bedarf es Autor*innen und Künstler*innen, die etwas zu sagen haben und dies auch im Format einer Zeitschrift wie der unseren tun möchten. Dann braucht es Menschen „hinter den Kulissen“, die dafür sorgen, dass die Beiträge gesichtet, diskutiert, ausgewählt, zusammengestellt, korrigiert, grafisch aufbereitet und in ein Gesamtkonzept gebracht werden. Es werden Mails geschrieben, Telefonate geführt, Pläne geschmiedet, zwischendurch verworfen und am Ende doch irgendwie eingehalten. Es braucht Räume, die in diesem Prozess vereinnahmt werden (siehe Kreativraum auf der letzten Seite), Ideen, Ziele, Visionen und auf dem Weg dorthin auch einige Kompromisse. Es braucht Menschen, die für das Ergebnis brennen, die die Zeitschrift lesen, andere dazu ermutigen, es ihnen gleichzutun. Menschen, die uns auf vielfältigste Weise unterstützen. Und es braucht (in einer Welt wie dieser: natürlich) auch Geld.

Ehrlicher Weise muss man sagen: Es braucht verdammt viel Geld. Und es braucht verdammt wenig Geld. Je nachdem, wie man es betrachtet. Wenn man mal ehrlich kalkuliert (siehe Seite 2), merkt man schnell: Eine Zeitschrift wie diese ist kaum bezahlbar. Wir sind vor acht Jahren allerdings mit einer Mission gestartet: Literatur für

die, die sonst weniger oder kaum oder keine Literatur in die Hände bekommen. Darum war und ist die Zeitschrift mosaik kostenlos erhältlich. Wer wissen möchte, wie das möglich ist, kann sich auf Seite 2 die Kalkulation ansehen, die Logos der Fördergeber darunter betrachten und hier im ersten Absatz nachlesen, welche Arbeiten alle unentgeltlich geschehen.

Warum wir das schreiben?

Ob wir Mitleid wollen? Bitte nicht. Wir haben ein unfassbares Privileg, etwas machen zu dürfen, das uns begeistert.

Ob wir Geld wollen? Wenn uns jemand unterstützen möchte, freuen wir uns natürlich sehr. Das ist allerdings kein Spendenaufruf oder Ähnliches. Nicht alles, was einen Wert hat, muss auch einen Preis haben. Es geht uns schlicht um Bewusstseinsbildung. Wir sind nur ein Beispiel von vielen. Neue Zeitschriften entstehen (siehe Seite 69), andere verschwinden, einige begleiten uns weiterhin auf unserem Weg. Wir leben in einer Gesellschaft, die Dinge mit einer Zahl und einem Währungssymbol dahinter verbindet. Diese Zahl für das mosaik einmal aufzuschreiben ist ein erster Schritt in Richtung Transparenz.

DIE ALLEINIGE REGIE

GROßER BAHNHOF

6 Krach, Menschen in Bewegung, Im-Weg-Stehenbleiben. Ein dünner Junge mit schwarzen strähni- gen Haaren und höchstens halb geöffneten Augen, Anfang 20, kommt näher. Er kaut an einem Stück Brot, gebückt, als verbringe er sein ganzes Leben gebückt, verbogen, richtet sich nie vollständig auf, wirft den Brötchenmüll in das dafür zuständige Fach des viergeteilten Mülleimers, öffnet einen Pappkarton Bananensaft, alles gaaanz langsam, hochkonzentriert. Er sieht aus, als ob er jeden Moment umkippt. Ich warte drauf. Beinahe *will* ich, dass es passiert. Er geht ein paar Schritte, trinkt aus der Ein-Liter-Saftpackung. Die Leute schauen hin, können nicht anders, wie ich, doch die meisten gucken ganz schnell zur Seite, wie in Sorge, in seine Intimsphäre einzudringen, oder als wäre sein Anblick ansteckend. Die Bedröhnung. Die Ent-Kopplung. Die Verlangsamung. Ich bin fasziniert. Neben mir hält jemand sein Phone drauf, filmt, bleibt gleichzeitig lachend im Gespräch, vielleicht mit der Frau, die ich auf seinem Display sehe, eine braunhaarige Dunkeläugige mit rotem Punkt auf der Stirn. Auch er sieht indisch aus. Hat kabellose Hörer im Ohr, filmt den gekrümmten, verlangsamten Jungen und lacht dabei leise ins Mikro in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Nicht boshaft, aber auch nicht freundlich. Distanziert-interessiert, als säße er in einem Kino, das nicht dunkel ist, sondern hell, und deshalb kein Eintauchen erlaubt, keine Identifikation, kein Verschwinden im Film.

Der bedröhte Junge wankt auf mich zu, kurz streift mich sein halber Blick aus halbgeöffneten Lidern, funktional. Merkwürdig elegant weicht er

mir aus, wie ein Schiff, dem von stürmischen Wogen geholfen wird, die ihm zugleich zu schaffen machen: Sie tragen es sicher, jedoch außer Kontrolle. Ich schaue und schreibe und drücke Bewertungen weg, unterlasse Hilfeleistung, formuliere in Gedanken Selbstbeschwichtigungen, *Die Bahnmissionsmission wird ihm helfen*, weiche einem grellweißen Blindenstock aus, der wie eine giftige Schlinge vor meine Füße springt – noch einer, der ich nicht sein will, der mich nicht sieht. Kurz nimmt der Blinde mir die Sicht auf den Jungen. Ich will wissen, wie es weiter geht.

Der Inder filmt und plaudert weiter. Der Junge holt einen leeren Becher aus dem Müll, versucht aus der Packung Bananensaft hineinzugießen, in mehreren Anläufen, scheitert daran, trinkt auch den Rest aus der Packung, wirft sie in den Müll, wieder die richtige Abteilung „Verpackungen“, spuckt etwas Saft nach, setzt sich am Boden ab mit gedehnten Achillessehnen, Augen geschlossen, hockt, als würde er ein Baby am dreckigen Boden trösten, doch vermutlich braucht er eine Weile, um wieder hochzukommen. Fühlt es sich gut an, frage ich mich, oder schrecklich? Oder gar nicht? Endlich richtet er sich wieder auf, aber nicht ganz, die Krümmung seines Oberkörpers, zwischen Brust und Nacken, bleibt bestehen. Vielleicht schützt sie sein Herz. Oder seine Knochen sind kaputt. Es sieht aus, als wenn er kotzen müsste, aber er kotzt nicht. Geht weiter wie ein Tier, das laufen lernt, stellt sich bei Ditsch an, aber nicht am Ende der Schlange, sondern vorne, vor einem Mädchen und einem Bahn-Menschen in blauer Uniform mit roten Streifen, dahinter

JANUAR

der samowar abgeräumt, gegen die kälte tranken wir wodka, schneebälle und eisklumpen flogen uns um die ohren

die versteckt unter riesigen pelzmützen unser schlitten hatte allrad, einfaches fabrikat, schneeglöckchen gibt es keine

der feuervogel hat längst ausgetanzt, am abend schweinefüße, unter der schädeldecke war noch platz für 100 gramm

unberührt die schreibmaschine

Stefan Heyer

Katharina Körting

CHARMS

Charms: Ich muss sie enttäuschen. Das ist ein stück für eine person. Ich bin allein. Und die vorstellung dauert dreissig minuten.

Es war einmal vor langer zeit in russland. Wir hatten kein brot mehr und das wasser war in den leitungen gefroren. Ein ganz normaler winter eigentlich. Da begannen einige von uns einen turm zu bauen. Er bestand aus steinen, einigen eisenstücken und eis. Man konnte von ihm an nebelfreien tagen bis tscheljabinsk sehen.

Ich beschäftigte mich in dieser zeit mit dem zirkus. Ich wollte für ein pferd sammeln und mit ihm in die akademie der künste reiten. Aber es kamen nur zwei kopeken zusammen. Weil ich mir kein pferd leisten konnte, malte ich ein pferd auf papier.

Ansonsten spielte ich viele schachpartien gegen meinen freund Oblomov. Er war geradewegs einem roman entstiegen. Je kälter es wurde, desto länger wurden unsere partien. Die endspiele waren schließlich von eisblumen bewachsen. Oblomov war ganz in die partien vertieft und so merkten wir nicht, dass die temperatur immer weiter sank.

Das war eigentlich alles.

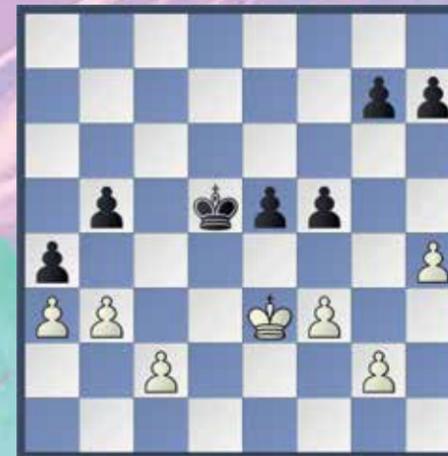
Ich wollte ihnen etwas über kunst erklären. Aber ich habe es vergessen. Ich hatte es sogar auf einen bogen papier geschrieben. Mit tinte. Schwarzer tinte. Vielleicht kommt auch noch je-

mand vorbei, dem ich einen vortrag halten kann. An der akademie halte ich manchmal vorträge. Ich merke mir, wer unterdessen kunst macht. Oblomov kann sich sehr kunstvoll schnäuzen, wenn ich über kunst rede.

An der akademie ist immer einiges leben. Wenn das jahr so vor sich hinschreitet, dann haben wir immer etwas, über das wir uns unterhalten können. Letzte woche haben wir zusammen den geburtstag von Rimbaud gefeiert. Jemand hatte einen blumenstrauß gepflückt und in eine vase gestellt.

Aber was erzähle ich ihnen von der akademie. Ich wollte ihnen doch etwas anderes erzählen. Aber ich habe es vollständig vergessen. Ich weiss nicht, das passiert mir öfter. Ich will etwas wichtiges sagen und dann fällt es mir nicht ein. Und wenn jemand anderes etwas sagt, dann denke ich: das hätte ich auch sagen können oder das habe ich noch nie gesagt.

Ich habe hier ein schachbuch. Es stammt von einem engländer. John Nunn. Er hat endspiele gesammelt. Es ist sehr gut. Ich habe es mir gekauft, als ich noch geld hatte. Ich könnte eine partie aufbauen. Weiß hat h5 gezogen. Wenn sie sonst nichts zu tun haben, dann können sie sich ja ein bisschen damit beschäftigen.



Wir könnten auch zusammen über den markt gehen.

Aber da fällt mir etwas wichtiges ein, was ich ihnen sagen wollte. Ich trage hemden, die aus weißem stoff sind. Meine hosen sind sehr weit. Im winter ziehe ich sie übereinander an. Manchmal trage ich fünf stück. Auch Oblomov zieht sich warm an.

Ich sollte einen brief an Oblomov schreiben. Aber was schreibe ich ihm? Ich könnte ihm eine photographie des turms schenken, den wir aus eis gebaut haben.

Wir verlesen jetzt eine proklamation des zaren.

Ich zar Alexander habe den festen glauben, dass es bei uns zu wenig einmachgläser gibt. Um diesem mangel abzuhelpen fordere ich meine untertanen auf, sich welche anzuschaffen.

Einmachgläser sind sehr gut für orangenmarmelade und erdbeermarmelade. Ich bevorzuge orangenmarmelade, was ich meine untertanen gnädigst zu berücksichtigen bitte. Wenn diesem mangel abgeholfen ist, werden wir ein großes fest feiern.

Woher kommen nur immer diese briefe? Zar Alexander schreibt sie mir aus den städten, die er bereist.

In Wladiwostok ist es jetzt nacht.

Ins theater gehen nur leute, denen ein bisschen langweilig ist. Man begegnet ihnen überall. Auf den treppenabsätzen sitzen sie und lesen im programmheft. In den logen sitzen sie und studieren die tapeten. Zwischendurch sehen sie das stück, das gegeben wird. Heute abend ist das mein stück.

Darum fühle ich mich für die langeweile der menschen verantwortlich. Mir selbst ist auch häufig langweilig. Ich habe eine ganze menge kleiner dinge gesammelt, die ich dann hervorholen kann.

Zum beispiel kann man sich damit beschäftigen einen bogen papier zu falten. So machen sie das auf der großen insel japan, wenn ihnen langweilig ist.

Charms faltet einen bogen papier.

Wenn bloß die tschetschenen uns heute in ruhe lassen. Man hat selten wirklich ruhe vor ihnen. Sie sitzen auf einem berg und fallen herunter. So machen sie das. Und wenn sieben tschetschenen von einem berg fallen, dann kann ich auch nichts mehr für sie tun. Die tschetschenen haben im übrigen immer recht. Und sie haben Himmelkunov, das bin ich, zu einem der ihren erklärt.

Hier ist ein brief, den der zar an die tschetschenen geschrieben hat.

Liebe tschetschenen!
Ihr rollt von euren bergen, ich rolle mich in den schlaf.
Gute nacht, liebe tschetschenen

Ein schöner brief, wirklich.

Übrigens, das hat sich noch nicht herumgesprochen. Es gibt jetzt einen neuen stoff. Er heisst plastik. Man kann aus ihm telephone herstellen. Aber sonst kann man nichts mit ihm anfangen. Es beginnen jetzt alle dinge danach zu schreien, dass man sie in plastik herstellen soll. Das ist natürlich ein grober unfug. Noch merkt man nichts, aber schließlich wird alles voll von plastik sein. Der ozean wird voller plastik sein.

Das ist wirklich nicht schön. Ich bin ganz erschrocken. Wie konnte es nur so weit kommen. Wir konnte es nur, wie konnte es nur so weit, wie konnte es nur so weit, wie konnte es nur dazu kommen?

Zur strafe haben wir keine dinge aus plastik hier auf der bühne.

Ich besitze keine bücher. Ich schreibe alle bücher, die ich lesen will, selbst. Oder ich denke sie mir bloß aus. Papier. Von papier kann man wenigstens träumen.

Im englischen nennen sie Himmelkunov Sky. Im englischen ist mein name also Sky. Nicht mehr. Ob sie in england auch so etwas wie unsere revolution haben? Ob revolution nur ein spiel im sandkasten ist? Oder etwas großes und schönes wie mein freund Oblomov meint?

Meine revolution ist eine revolution mit dem buchstaben a. Deine revolution ist eine revoluti-

on mit dem buchstaben a. Aber was machen wir, wenn die weissen die roten die weissen die roten die weissen die roten die weissen die roten töten?

Ach, meine revolution stimmt mich traurig. Immerhin haben wir einen turm aus eisen und eis gebaut.

Und im zirkus ist es eiskalt.

Wenn ich theaterdirektor wäre, dann würde ich das pferd und den clown losschicken um brennholz zu holen. Er soll sich nützlich machen, der clown. Wenn er dann aus dem wald wieder in den zirkus kommt, dann ist ihm und dem pferd ganz warm.

Der theaterdirektor schimpft. Dazu ist er wahrscheinlich da.

Aber der clown und das pferd sind immer noch der clown und das pferd.

Wir haben noch rüben. Wir haben auch noch streichhölzer. Gemessen an der anzahl der streichhölzer sind wir sogar reich.

Ach, das alles ist unsinn. Es ist kein zirkus da.

Keine ballerina.

Kein clown.

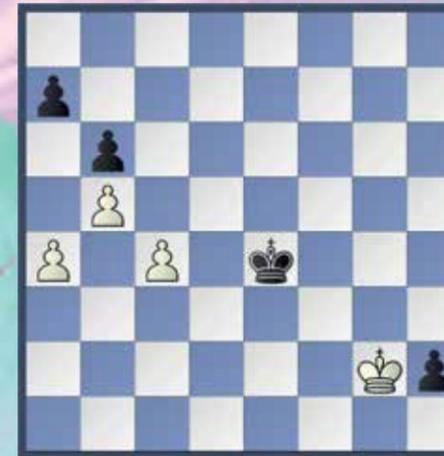
Doch, ein clown ist schon da.

Aber keine ballerina.

Und also auch kein clown.

Da fällt mir ein. Haben sie das schachproblem gelöst? Ich zeige ihnen die lösung. Sie ist ganz einfach. Schwarz zieht b4 und weiß kann einen

seiner beiden bauern nicht aufhalten. Ich baue eine neue stellung für sie auf. Weiß ist am zug.



Im winter wurden in moskau auf einem markt orangen gesehen. Woher mögen sie stammen? Im winter wurden auf einem markt orangen gesehen. Man kann das eigentlich nicht glauben. Esskastanien ja. Aber orangen?

Ob sie an der akademie etwas darüber wissen?

Im grunde ist theaterspielen ziemlich langweilig. Im schach passieren aufregendere dinge. Spiele sind schöner als kunst.

Weiß zieht c5.

Ist schach krieg? Ich glaube, es ist schönheit. Ein spieler, der mit neugier von anfang bis ende spielt, wird nicht zu besiegen sein. Aber es ist schwierig nicht gewinnen zu wollen, sondern neugierig zu spielen. Vielleicht gelingt es nur einem clown und einem zirkuspferd.

Wenn ich besser schachspielen würde, dann würde ich ihnen auch probleme stellen, die schwie-

riger sind. Aber die, die ich ihnen stelle, erfüllen ihren zweck.

Auf dem markt hat man eine orange verschenkt.

Nur Semjonov hat es nicht gesehen, denn er hatte seine brille nicht auf. Man hat es ihm erzählt. Als man es ihm erzählt hat, hat er sich am kopf gekratzt und ist murmelnd davongegangen.

Den ganzen folgenden tag sah Semjonov eine orange vor sich.

Es gibt hier einen dichter, der Cannibalov heisst. Er schreibt gedichte, die sehr von den rolle sind. In der tat. Man weiss bei ihm nicht, wo unten und oben ist. Neulich hat er die untergrundbahn bedichtet. An diesem tag sind prompt einige wagen entgleist. Ich glaube sein name ist Chlebnikov.

Auf seinem fussboden liegen seine gedichte. Man braucht sich bloß bücken, um eines von ihnen aufzuheben und vorzutragen. Chlebnikov hat dem meist nichts mehr hinzuzufügen.

Ich könnte in die akademie gehen und einen tee trinken.

Ich glaube, heute bringe ich nichts zustande. Ich habe das gefühl, dass ich kaum den kopf heben kann. Ich habe lange geschlafen. Noch länger als ich zu schlafen pflege. Und dann fällt einem natürlich nichts mehr ein.

An diesen tagen, wenn einem nichts einfällt, schreibt man nur ganz gewöhnlichen unsinn. Keinem menschen fällt ein, dass der unsinn ei-

nen wirklich beschäftigt. Im Grunde liebe ich den Unsinn mehr als den Zirkus.

Ich gestehe, dass ich viele Texte geschrieben habe, die keiner noch so nachlässigen Prüfung standhalten. Ich verstehe nichts von Musik. Ich stehe ihr ganz hilflos gegenüber.

Ich habe darüber nachgedacht einen Vortrag über die Trophäe zu halten. Es handelt sich dabei um einen ziemlich allgemeinen Gedanken.

Auf einem Fahrrad würde ich Kunststücke machen. Ich würde im Zirkus auftreten können. Man muss eine Kleinigkeit können, um im Zirkus aufzutreten. Ich habe einen Arzt gekannt, der unbedingt im Zirkus auftreten wollte. Er hatte sich beigebracht sehr schnell mit einem Ei auf einem Löffel um einen Pfahl zu laufen. Eine wirklich schöne Leistung, die zu mehr anregt. Er interessierte sich auch für Literatur, aber ich habe ihm nicht verraten, wie man schreibt. Ich wollte es für mich selbst behalten.

Ich schlafe auf Blumen. Aber das beeindruckt den Theaterdirektor nicht. Er sagt, dass ich nicht auftreten darf. Auch nicht als Clown. Auch nicht auf einem Fahrrad.

Im Zirkus treten bloß ein altes Bett und ein Kleiderständer auf. Da kann man wirklich nicht von Unterhaltung sprechen.

Ich schreibe jetzt einen Brief an Oblomov.

Oblomov, wir haben dich hier sehr nötig. Der Birnbaum vor dem Fenster liegt unter einer dich-

ten Schicht Schnee. Aber ich stelle mir vor, dass er reich trägt und die Vögel singen. Wir haben unseren Tee ins Freie getragen und werden ihn unter dem Birnbaum trinken. Wir haben ein altes Handtuch ausgebreitet für die schönen Dinge, die du mitgebracht hast und die ich bei mir gefunden habe.

Unsere Katze streicht um die Milch herum. Wir haben ihr ein Schälchen hingestellt.

Und dann kommst du und schließt hinter dir das Gartentor.

Unter Arrest gestelltes Mobiliar. Arrestierter Schaukelstuhl. Arresthaushalt.

Schlafend geht das Mobiliar auf den Grund der Dinge. Wir haben den perfekten Ort des Verschwindens gefunden.

Schwarz ist am Zug.



Simon Stuhler

MAMMON

Ich kann meine eigenen Notizen nicht lesen. Nicht ein Wort. Nicht einmal entziffern. Alles voller Superlative und Asche, Fettflecke und Wörter mit mehr als einer Bedeutung, die trotz gleicher Buchstaben hier eine andere Aussprache fordern. Angefertigt gestern Nacht in einem dunklen Restaurant in der Rua de O Século zwischen Schweinelende und Unterhaltungen mit Matilda. Ein besonderer Ort! Dunkel, charmant, in manchen Ecken noch viel dunkler, Bescheidenheit vom Zapfhahn bis zur Handseife, weil sein Besitzer nicht ahnt, wie charmant er wirklich ist. Manche Tische haben eine grüne Bankierlampe, die Stühle braune Sitzbezüge aus wildem Leder. Viele Tische haben Tischdecken, die in anderen Restaurants Teppiche wären und auf jedem einzelnen von ihnen steht ein großer schwarzer Aschenbecher. Man raucht hier zwischen Vorspeise und Hauptgang, in Gesprächspausen und kurz vor dem Ausholen, nach dem Essen sowieso und eigentlich sogar noch eine mehr zwischen jeder einzelnen Zigarette. Es gibt keinen Empfang und aus einem versteckten Lautsprecher singt eine leise Tina Turner, dass wir keine Helden mehr brauchen und du einfach der Beste bist. Wenn jemand dazwischen die Klingel gehört hat, sich die schwere Eingangstür öffnet und du die Türschwelle betreten darfst, begrüßt dich ein saftig-sattgegessener Opa wie seinen eigenen Enkel und begleitet dich und deine Begleitung an einen Tisch seiner Wahl. Einen, von dem er denkt, dass er zu dir passt. Zum Grund deines

Kommens, zum Anlass dieses Diners, zum Verhältnis zu Matilda und dem alles verschlingenden Loch in deinem Bauch. Wohlüberlegt entscheidet er im Verlauf des Abends, welche Beziehungsprobleme er neben welches erste Date setzt. Welche Gewohnheit neben welche Wertschätzung. Welche Weltanschauung neben welchen Tunnelblick. Welche Gruppen guter Freunde neben einsame Nachtschwärmer kommen und wer von den wenigen hier anwesenden Touristen eine Lektion in kurzen Hosen verdient hat. Im Sommer wie im Winter. Alles aus Weisheit, Erfahrung und Langeweile, die aus über 40 Jahren Schweinelenden-Servieren schöpfen können. Die Freude eines kleinen Mannes, der somit dem Laufe des Schicksals seine ganz eigene Prägung aufsetzen kann. Die alleinige Regie führt in einem Reich, das er schon Jahrzehnte bestimmt und bewirbt, besser kennt als die eingestaubten Bedürfnisse seiner Ehefrau, zu der er nur spricht, wenn es etwas aus der Küche zu bestellen gilt. Es ist ein Ort, der sich durch die Traditionen zieht, durch Trends gekämpft hat und nun davon lebt, dass Enkel, Söhne und Väter hier alle das Gleiche bestellen. Schweinelende mit Soße, Pommes und einem Ei für 16,25€. Im Verhältnis könntest du zwei Häuser weiter eine Karaffe Hauswein, Oliven, Steak und Reis, mit einem Kaffee zum Abschluss für die Hälfte des Geldes verspeisen. Macht aber keiner, weil man hier für ein Ambiente bezahlt, das nichts als die Wahrheit aus mir und Matilda herausprudeln lässt. Hier wird gesagt,

was gedacht wurde und nicht gedacht, was gesagt werden sollte. Eine Atmosphäre, in der gute Unterhaltungen gedeihen, wenn du sie nur tüchtig weiter mit Wein gießt. Ach Matilda! Welch ein schöner Name! Matilda klang wie leichter Wein und leichte Zigaretten, die von einer jungen Frau mit dunkelbrauner Bobfrisur in einem leichten Sommerkleid geraucht werden. Matilda klang nach graziösen Schultern, die markant aus einem prallgefüllten Körper hervorstehen und in dünne Arme übergehen, bevor sie in gefalteten Klavierfingern enden. Alles von einer sanften Haut umgeben, die ein wenig zu eng sitzt und bei jeder noch so vorsichtigen Berührung zu platzen droht. Matilda klang nach neugierigen Augen, die dein Herz zum Rasen bringen und es mit ihren Klavierfingern dann wieder beruhigen, weil deine muskelbepackte Pumpe an ihren Schultern nicht nur zum Schlagen da ist und sie auch nicht gleich platzt, wenn du sie fest anpackst. In echt ist Matilda ein Tinder-Date mit unbeeindrucktem Modelblick, der möglichst keinen Gesichtsmuskel für irgendeine Emotion oder einen Ausdruck verschwenden möchte. In echt ist Matilda ein Mädchen mit dunkelblonden Haaren, Mentholzigaretten durch Klick und starken Schultern, die früher sicherlich Kühe gemolken hätten. Zu schwermütig für leichte Sommerkleider und zu abhängig für unabhängige Bobfrisuren. Dafür spricht Matilda eine nackte Wahrheit, die man in seinem Leben unbedingt erfahren möchte, bis hierher aber nur im Vorbeigehen bewundern durfte. Wie ein Buch, das nicht mehr korrigiert

werden muss, wie ein Brunnen, aus dem fertige Notizen sprudeln. Ohne Pause. Deswegen einfach nur so hingerotzt, kein Wort ausgeschrieben, nicht einmal Ästhetik (oder soll das etwa Erotik bedeuten?) und drauf verlassen, dass es der ausgeschlafene Konstantin schon richten wird. Was will mir mein Gestern heute mit diesem Blödsinn sagen? Anscheinend aufgeschrieben zwischen Proleten, Propheten und Poeten, steht hier. Und, dass man nicht schlecht geträumt haben muss, um morgens aufzuwachen und ... und was? Was wollte ich hier sagen? Eine nicht benutzte Notiz brennt, wie das Salz einer Frau, die du nie gehabt hast. Wie ein Wort, das dir beim Kauen auf der Zunge liegt. Wie ein verlorener Gedanke, der wahrscheinlich die Welt verändert hätte. Gut, dass diese Stadt genügend Möglichkeiten bereithält, um dich sorglos von deinen nicht lesbaren Notizen abzulenken. Ausgehen oder vor zwölf im Bett liegen? Den Sonntagmorgen verschlafen oder früh aufstehen und gut erholt nichts erlebt haben, was man aufschreiben könnte. Dafür aber einen Abend lang Geld gespart, was mir mittlerweile fast wie verdienen vorkommt. Nun, ich bin immer noch hier (war nie wirklich weg)! Immer noch in Lissabon. Immer noch sesshaft und immer noch stolzer Besitzer einer eigenen Waschmaschine. Mein neues altes Auto ist mittlerweile Kernschrott, aber lieber hier mit kaputter Kiste, als in Hamburg mit funkelnem Volkswagen. Lissabon ist kein Ort, den man erst verlassen muss, um ihn schätzen zu wissen, keine Freundin, die man betrügen muss, um zu erkennen, was man an ihr gehabt hat. Es

muss nicht erst regnen, damit man die Sonne hier Tag für Tag zu schätzen weiß. Ich denke, so etwas wäre dann einfache Zufriedenheit, die sich ohne stetige Veränderung ertragen lässt. Ohne Dinge, die daran etwas ändern könnten, ohne finanzielle Bedrohung, die dich keine Sekunde vergessen lässt, dass du nicht an irgendeinem Rinnsal, sondern mitten am Tejo leben darfst. Auch wenn mir ein kaputter Kühler zeigt, was ich an meinem Oldtimer wirklich gehabt habe, kann ich die Tragik dieser Schrottkiste, ihren finanziellen Ruin, immerhin in meinen Texten wiederverwenden. Erlebtes noch einmal benutzen oder um

es mit der Wortgewalt eines Moralpredigers zu sagen: wahrhaft nachhaltig erleben. Immerhin kann man von literarischer Selbstbefriedigung nicht blind werden, sondern zehren. Durch einen inneren Reichtum, von dem ich mir die nächsten Wochen zwar keine Schweinelende leisten kann, aber durch diese Straßen fliege wie eine poetische Intensivstation. Geschrieben ist eben alles viel schöner! Matilda schöner, kaputtes Auto schöner, sogar die selbstbeweihräucherte Vernissage von letzter Woche schöner! Jetzt weiß ich wieder: Man muss nicht schlecht geträumt haben, um morgens aufzuwachen und ... die eige-



ne Realität wieder schätzen zu wissen. Ich glaube, dafür braucht es kein Beispiel. Nur leider war dieser Stichpunkt nicht ansatzweise so heiß, wie die Frage, was er hätte bedeuten können. In meinen Augen gibt es kaum etwas Besseres als mit Matilda jetzt noch eine Flasche Wein zu bestellen und irgendwo in den Straßen der Stadt darauf anzustoßen, dass man im Internet keine wahre Liebe und in unleserlichen Notizen keine Offenbarung findet! Dass man an coolen Orten keine coolen Leute trifft und auf Künstlerpartys in Kunstgalerien mit keinen richtigen Künstlern redet. Kunst ist die Kunst ein Gefühl zu schaffen, das man erleben kann, ohne es leben zu müssen. Entweder man wird irgendwann dafür bezahlt oder man wandert dafür in die Klappe. Das sollte wirklich mal gesagt sein! Ein Künstler muss sich verständlich machen, bis er in einer Galerie hängt. Schafft er das nicht, ist er kein Künstler. Hängt er endlich, sollte man ihn besser verstanden haben, wenn man zum ach so mündigen Publikum gehören möchte. Aber um ehrlich zu sein, Männer gehen nur auf Ausstellungen, um Frauen zu treffen, die gerne Ausstellungen besuchen, um dort Männer kennenzulernen, die auf Ausstellungen gehen, um Frauen zu treffen. Alles also intellektuelle heiße Luft durch elitäres Abspalten und reininterpretierten Schnulli, den keiner versteht! Entweder ein Bild erschießt dich, deine Erfahrungen, Erlebnisse und Assoziationen oder es erschießt dich eben nicht. Was gut und was schlecht ist, mögen die Anderen entschei-

den. Denn alles, was man dir jemals über die Anderen erzählt hat, stimmt. Es sind die Anderen, die scheiße parken, die Anderen, die die Deutschen sind, die Anderen, die in Lissabon für hohe Mieten verantwortlich sind, die Anderen, die den Straßenfluss mit Touristen verstopfen. Immer die Anderen, die all das schlechter machen, was du noch schlechter machen kannst und die Anderen, die alles besser können, was du noch viel besser machen kannst. Die Anderen, die mit uns in diesem Restaurant saßen, sind längst gegangen. Haben sich versöhnt, kennengelernt, angefreundet und verabschiedet. Und der kleine Mann sah, dass seine Sitzordnung gut war. Da entschied er zu schließen und nannte uns seine Öffnungszeiten und schickte uns hinaus in die Finsternis. Das tut er 363 Tage im Jahr, seit 40 Jahren, jeden Abend bis zwei Uhr morgens, was selbst auf Portugiesisch die Zeit für ein „Boa Noite“ wäre. Er aber entlässt uns mit „Boa Tarde“, weil es auf Portugiesisch einfach keine guten Abende gibt und jeder Tag hier bis zum Morgengrauen Zeit hat, um noch ein guter Tag zu werden.

Konstantin Arnold

HOTELSTAUB

Eine Hand umklammert den Griff des Koffers, mit der anderen halte ich mich am Tresen der Hotelrezeption fest. Die Fragen der Empfangsdame verschwimmen, meine Stimme klingt blechern. Ich greife nach der Schlüsselkarte, drehe mich um. Der Teppichboden im Gang verschluckt meine Schritte. Ich ziehe den Koffer hinter mir her, er ist schwer, die Rollen versinken im weichen Boden.

Niemand hört mich.

Ich schiebe die Karte in den Schlitz und das Schloss wird mit einem leisen Klicken entriegelt. Überall dieser Teppich. Er schluckt und schluckt, kein Geräusch, meine Schritte, sie hinterlassen nichts. Ich öffne die Badtür, starre auf die Fliesen. Will mit Stöckelschuhen aufstampfen, klack, immer wieder, klack klack klack, ich will schreien und gegen die Wände hämmern.

Ich drehe mich um. Das Bett sieht bequem aus. Es ist eins von diesen Boxspring-Dingern, die sie in amerikanischen Hotels immer haben.

Darauf schläft man wirklich gut.

Ich weiß nicht, ob ich darin schlafen kann.

Hinter mir fällt die Tür ins Schloss. Ich stelle den Koffer ab und sehe mich um. Durch das Fenster fällt die Sonne auf die Wände, sie blenden mich mit ihrem grellen Weiß, ich kneife die Augen zusammen. Verziehe das Gesicht vor Schmerz. Vorsichtig taste ich nach der Platzwunde an der rechten Augenbraue. Die Schwester im Kranken-

haus hat kleine Klammerpflaster darüber geklebt. Sie kleben noch. Alles ist gut. Ich bin hier.

Bin ich das?

Über dem Bett hängt ein eingerahmtes Foto. Schwarz-weiß. Ein Baum ist darauf zu sehen. Er steht auf einem Feld, über dem leichter Nebel hängt. Kaum sichtbar, eine feine Schicht, die knapp über dem Boden schwebt. Aus diesem Nebel ragt der dicke Stamm empor. Er ist pechschwarz. Mein Blick wandert den Stamm hinauf, der sich auffächert in kräftige, dunkle Äste. Sie strecken sich in alle Richtungen, aus ihnen wachsen weitere, kleinere Äste, ich versuche, jeden von ihnen zu verfolgen, verliere den Überblick, setze mich aufs Bett, starre auf das Bild, atme viel zu schnell, das Bild zerfließt, ich schließe die Augen, schlage die Hände vors Gesicht, kann ihn aber immer noch sehen.

Den Baum.

Er streckt seine Äste nach mir aus, umschlingt meinen Hals mit seinen kalten Holzarmen. Ich will mich befreien aus seinem Griff, aber er ist stärker. Krächzendes Japsen kämpft sich aus meiner Kehle. Ich blicke auf und bin mir sicher, dass mich jemand gehört hat.

Irgendjemand.

Ich stehe auf, gehe zum Koffer und ziehe den Reißverschluss auf. Öffnen kann ich ihn nicht.

Unschlüssig drehe ich mich zu dem Regal um, das neben dem Bett steht. Wenn ich meine Sachen in die Fächer lege, werden sie den Geruch des Zimmers annehmen. Nichts wird mehr nach David riechen.

Ich strecke meine Arme aus, halte die beiden Kofferhälften fest. Die Ärmel meines Pullovers rutschen ein Stück nach oben, ich kann sie sehen, meine Handgelenke und die blauen Flecken.

Hier im Zimmer gibt es keinen Spion, die weiße Tür versperrt die Sicht in den Gang.

Das verunsichert mich.

Ich fühle mich geborgen.

Es duftet nach Putzmitteln, nach Zitrone und Staubsauger. Ich atme tief ein und klappe den Koffer auf, räume meine Sachen in das Regal. Bilde mir ein, dass ich dabei zusehen kann, wie er sich auf die T-Shirts und Hosen legt. Feiner, glitzernder Staub.

Ich ziehe die Vorhänge zu, lege mich aufs Bett. Meine Hände berühren die fremde Bettdecke, die jetzt mir gehört. Für diese Nacht oder für zwei. Ich schließe die Augen, meine Schultern lockern sich, die Arme werden schwer, die Beine noch schwerer, sie sinken ins Bett, ich sinke ins Bett, es riecht nach Zitrone und Staubsauger.

Stockdunkel, alle Konturen sind verschwunden. Wo hört das Bett auf, der Fußboden – ist er noch da, wo steht mein Koffer, gibt es noch eine Tür? Ich taste hektisch an der Wand entlang, bis ich an die Halterung der kleinen Lampe stoße und den Schalter erreiche. Mein Atem beruhigt sich, als ich sehe, dass der Boden noch da ist, der Koffer, die Tür.

Ich?

Langsam setze ich mich auf, blinzle, gehe ins Bad und wasche mir das Gesicht. Als ich mich vom Waschbecken aufrichte, spüre ich das Pochen an der Hüfte. Vorsichtig kreppe ich den Pullover hoch, ziehe das Unterhemd aus der Hose und betrachte das Pflaster. Es ist riesig. Reicht vom Bund fast bis unter meine Achsel. In der Mitte breitet sich ein Fleck aus, er ist nass und gelblich. Ich muss es wechseln, die Schwester hat gesagt, die aufgeschürfte Haut entzündet sich sonst.

Als ich zurück ins Zimmer komme, hat sich etwas verändert. Mein Blick wandert umher, sucht jede Ecke ab, gleitet über die Bettdecke die Wand hinauf – das Bild. Der Nebel. Wo ist der Nebel? Stechend scharf erstreckt sich das Feld nun hinter dem Baum, ich kann sogar einzelne Grashalme

erkennen, die den Pflug überlebt haben und aus der aufgewühlten Erde sprießen.

Kein Nebel.

Ich ziehe meine Schuhe an. Aus dem Augenwinkel beobachte ich das Bild. Den Baum, das Feld. Ragt da ein Fuß hinter dem Stamm hervor? Ich stehe auf, trete näher an das Bild heran, kneife die Augen zusammen. Nichts, nur der schwarze Stamm. Niemand weiß, dass ich hier bin. Keiner wird mir draußen auflauern, mich an den Haaren auf den Flur ziehen.

Ich verlasse das Zimmer und laufe durch den Gang auf den Aufzug zu. Es gibt eine Hotelbar im neunten Stock mit Blick über die Stadt. Ich habe furchtbare Sehnsucht nach diesem Blick in die Ferne.

Die Fahrstuhltür gleitet auf und ich betrete die Bar. Hinter dem Tresen steht eine Frau, sie spült Gläser und nickt mir zu, als ich mich auf einen der Hocker setze.

„Was darfs sein?“

„Gin Tonic bitte. Mit viel Gin.“

„Zimmernummer?“

„309.“

„Das ist gut.“

„Warum ist das gut?“

„Ein gutes Zimmer.“

„Gut für wen?“

„Für Sie.“

Die Frau lässt Eiswürfel ins Glas fallen. Ihr Haar ist blond, gleichzeitig grau. Ich kann nicht einschätzen, wie alt sie ist. In dem gedämpften Licht schimmert ihre Haut rosa, als sie den Kopf zur Seite dreht, kann ich Falten in ihren Augenwinkeln erkennen, doch dann sieht sie wieder zu mir und ihr Gesicht wirkt makellos. Ich stürze in ihre Augen. Sie sind blau. Aber ein Blau, das zur Pupille hin immer dunkler wird. Sie stellt den Drink vor mir ab, ich nehme ihn, gehe hinaus auf die Terrasse.

Unter mir leuchtet und blinkt die Stadt. Die Sterne zwinkern mir zu, ich löse mich auf in ihrem Zittern und schwebe durch die Straßen, vorbei an Erinnerungen und dunklen Schatten.

Als ich die Bar wieder betrete, putzt die Frau den Tresen. Sie lächelt mir zu.

„Gute Nacht“, sage ich.

„Gute Nacht“, sagt sie.

Ich gehe zum Aufzug. Spüre, dass sie mich beobachtet. Als ich mich im Fahrstuhl zu ihr

umdrehe, malt sie mit ihren Händen ein Rechteck in die Luft.

Im Zimmer geht die kleine Lampe neben dem Bett wieder an, als ich die Karte in den Schlitz für die Stromzufuhr schiebe. Das Licht ist weich, streichelt meine Wangen, lockt mich zu sich heran.

Etwas ist anders.

Ich blicke auf das Bild. Rechts neben dem Baum steht eine Frau. Sie hat mir den Rücken zugekehrt, ist so dunkel wie der Stamm, hat schmale Hüften, einen zierlichen Hals. Ihr Kopf ist zur Seite gedreht, sie sieht über das Feld, in die Ferne. Obwohl ich ihre Gesichtszüge nicht

erkennen kann, spüre ich ihre Sehnsucht. Ihr gesamter Körper scheint von etwas angezogen zu werden, das außerhalb des Bildes liegt. Ich folge ihrem Blick, hinaus aus dem Bild, hinaus aus dem Fenster.

Am Nachthimmel steigt ein Flugzeug in die Höhe.

Ich drehe mich um, gehe zum Regal, packe meine Sachen, sie sind überzogen von glitzerndem Hotelstaub. Ich lasse ihn drauf, schließe den Koffer.

Katharina Wulkow

ZU ZART ZUM SCHLAGEN

DER MANTEL

Ich hülle mich ein ins Blau mit
Spuren von Nacht, die Wärme
vernäht, geborgen Quadrat für
Quadrat, gesteppte Zeit im kalten
Rahmen der arktischen Weite,
Flocken am Fließband, der
Wind rollt Schneebälle auf.

In der Fabrik am Meerrand
fülle ich Dose um Dose mit
kleinen Körpern. Funkelnde
Fischschuppen streifen meine
Augen, Dose um Dose, gesalzen
versiegelt & weiter auf ihrer
Reise in die Küchen der Welt.

Mein Nachhauseweg führt mich
im Boot übers Wasser, leuchtendes
Glimmen über dem Fjord. Wenn
mein blauer Mantel die Welt wäre,
wäre ich ihr glühender Kern.

Marina Büttner

DIE SIEBEN TODSÜNDEN

Hochmut

Wenn ich keinen Weltfrieden haben kann, dann
möchte ich mein eigenes Planetarium.
Du wolltest nie etwas Festes, aber wir könnten
den Kuppelsaal buchen.
Ich muss nicht aussprechen, dass ich nach allen
möglichen Mitteln suche, um dich zu relativieren.
Sie haben das Spielprogramm nicht geändert
seit ich zwölf Jahre alt war. Sie erzählen immer
noch das „Einmaleins der Sterne“ und sind „dem
Unsichtbaren auf der Spur – Dunkles Universum.“

Es geht um kosmische Kollisionen – und ich finde
es gut, dass Menschen noch den Drang haben,
Synonyme für *Unfälle* zu finden.
Es gibt Wortkombinationen wie *spektakuläre Katastrophen*,
aber nicht zwischen uns.
Da ist ein Idealbild von dir, nach dem du dich
sehnst, wenn du von Pluto sprichst.
Wir haben beide eine Solidarität mit ihm entwickelt,
aber davon wird er auch nicht größer.
Wir versuchen uns an den Sternbildern, aber die
Leute, die zuerst auf Orion deuten, lesen auch
Der Alchimist, und das hat uns schon lange nicht
mehr geholfen. Du bringst die Supernovae, ich
bringe die Bildunterschriften.
Du sagst: „Es gibt einen Sturm auf dem Jupiter,
der seit 340 Jahren wütet. Also werden wir die
nächsten sechzig Jahre hier auch noch schaffen.“
Es gibt acht Planeten, aber du konzentrierst dich
auf die schwarzen Löcher.

Du glaubst, dein Wissen über schwarze Löcher
hat etwas Romantisches, aber ich bin müde
von deinen Sätzen, die Warnwesten tragen wie
Platzwärter, die einen auf überfüllten Parkplätzen
weiter winken.
Mit jeder Liebe lerne ich etwas, aber seit dir bin
ich auf der Suche.

Geiz

Heiraten ist für meine Oma das Synonym für
nochmal die Kurve kriegen. Du und ich und unsere
Liebe in der untersten Schublade.
Ich wäre gerne mit dir in den Urlaub gefahren.
Deine Hand hätte mein Bein nur ab und zu
gestreift.
Nur Thermoskannen voller Hagebuttentee und
geschnitzten Äpfeln dabei und soviel Gepäck,
dass ich aus dem Seitenfenster schauen muss um
dir zu sagen, wie du rückwärts einparken sollst.
Anstelle von *Ich sehe was, was du nicht siehst*
spielen wir *Finde den Fehler*, und du deutest dabei
nicht auf eine schwangere Frau.
Wir haben eigentlich ausgemacht, dass wir uns
nicht mehr melden, aber ab und zu schickst du
mir noch deinen Standort.
Ich rechne dann die Kilometerdifferenz zwischen
uns aus und antworte erst, wenn sie mindestens
dreistellig ist.

Ich versuche dich jetzt sanfter zu lieben, während ich den Tag abwarte, an dem ich keine Fragen mehr an dich haben werde.

Ich sage, bei unserer Definition von Romantik ist es kein Wunder, dass wir es nicht zusammen geschafft haben.

Ich erzähle dir vom Bienensterben und du meinst, ich bin den Wespen sowieso immer ähnlicher gewesen.

Ich glaube, dein schlechtes Gewissen hat mir mehr Liebeserklärungen gemacht als du.

Du stellst deine Gefühle auf eine Statue, die ich nur von unten betrachten kann.

Wem außer dir soll ich sagen, dass es wehtut.

Wem außer dir soll ich sagen, dass es wehtut.

Wut

Man sagt immer, Gefühle haben Farben, aber ich hatte schon immer schlechte Augen und Rot trage ich nur in dem Farbton, den ich spätestens auf den Toiletten wieder wegwischen möchte.

Eine ganze Zeit lang wäre selbst meine wütendste Farbe noch irgendwas Beiges gewesen.

Da sind Bilder von Lippenstiftabdrücken auf Kaffeedeckeln, Weingläsern und Zigarettenfiltern.

Du willst fingern, du willst schnippen, du willst aschenbechern.

Die Laufmaschen haben angefangen, mich in Ruhe zu lassen.

Ich möchte aufhören, alles aus mir rauszufischen, was ich noch an Intimität übrig habe.

Da sind Hintergedanken, wo Vordergedanken sein sollten, aber meine Gedanken überholen sich

gegenseitig von rechts und ich hasse eigentlich Raser.

Du sagst, als Kind hattest du viel Karies und ich kann nur daran denken, wie dein ganzes Leben lang Zucker irgendwo kleben bleibt und Löcher hinterlässt.

Trägheit

Wenn Geschichte sich wiederholt, dann ist Gott un kreativ.

Mein Tinitus ist dieser Piepton, weil ich vergessen habe, mich irgendwo mal anzuschallen.

Wir führen uns hinters Licht, weil uns beiden die Dunkelheit schon immer besser gestanden hat.

Ich bin nicht heiter.

Heiter bedeutet wolkenlos und ich war noch nie nicht behangen.

Ich treibe an den Hauptbahnhöfen rum und verwechsle mich mit irgendetwas Romantischem, Strandgut zum Beispiel, aber bis zum Meer haben wir es nie geschafft.

Die Bücher, die du mir geliehen hast, habe ich weiterverschenkt.

Was noch von mir da ist: ein leeres Duschgel in dem Karton im Badezimmer, eine Sommerjacke.

Was bei dir geblieben ist: Dinge, die ich vergessen habe.

Mein Zimmer ist voll von Dingen, die ich aufgehängt habe, um mich an dich zu erinnern.

Ich hätte dich verlassen sollen, als ich dir das letzte Mal Bilder meiner Brüste geschickt habe, nur weil du mich schon lange nicht mehr *Baby* genannt hast.

Du sagst, ich soll aufhören aus allen Dingen Metaphern zu machen und das Parfüm meiner Mutter zu tragen.

Du hattest immer eine Abneigung gegen schwere Düfte und es gibt jetzt eine Seite an mir, die du am Telefon wegdrücken würdest.

Ich habe DVDs schon immer falsch beschriftet, dein Player hat die restlichen zerkratzt. Mit dir habe ich gelernt, selbst aus den überlesenen Nachrichten und nicht beantworteten Fragen noch Metaphern zu machen.

Da ist immer noch ein Kartenset in meiner Schublade voll mit 57 Gründen, wieso ich mich in dich verliebt habe.

Du warst nie stolz auf die Dinge, die du von mir bekommen hast.

Lust

Mit deinen Händen meine Blätter abreißen, mit deinen Fingern die zarten Knospen aufpulen, in meine Pfütze springen, bis es zur Seite spritzt.

Du reißt die frischen Gräser immer mit Wurzel aus.

Du beißt auf meine Beere, du leckst erst am Eis, wenn es anfängt zu tropfen, du springst ins Wasser.

Du dringst in meine Schwüle ein, du reißt mich auf.

Du presst dein Herbstlaub zwischen meine Bücher, du bohrst deine nackten Äste in mein Erdloch, du machst Rillen in meinen Lehm mit deinen Fingerspitzen.

Du pfeifst um meine Ecken und Kanten, du zerwühlst mein Unterholz, du prasselst auf meine Haut.

Du polierst die Kufen und gleitest über Neuschnee, du hinterlässt deine Vertiefungen in mir.

Du drückst mir Schneebälle, du siehst meinen Atem, ich male mit dem Finger auf meiner Haut und du hältst mich vor den Ofen, bis du meine Zitronenschrift lesen kannst.

Du tropfst Schneeregen in meinen Mund, du nimmst mich mit in den Wald. Mein Kopf ist nur dünn zugefroren und du magst es, wenn es knackt.

Selbstsucht

Du schickst Bilder von der Landschaft und ich schicke Bilder von mir.

Alle bekommen, was sie verdienen, nur ich nehme mir heimlich mehr.

Französische Patisserie, Onlineshopping nachts um drei, sanfte Stimmen.

Wenn wir beide in deinem Aufzug standen, haben wir uns immer nur selbst im Spiegel angeschaut.

Am Asiabuffett suche ich immer Blickkontakt. Ich sage dir, dass ich ein vorsichtiger Mensch bin. Zuhause zeige ich dir mein Backup.

Wir, irgendwo zwischen den billigen Anmachen und den günstigen Umständen.

Natürlich mag ich deine Hand zwischen meinen Schenkeln, natürlich mag ich deine Finger die sich in der Öffentlichkeit dazwischen drängen,

natürlich mag ich deinen Griff, bevor wir nach Hause gehen und alle Versprechen für vierzig Minuten halten.

Neid

Ich war dir deine Versprechen nicht wert und du bist sie mir nicht schuldig. In der zwölften Akte-X-Folge der ersten Staffel sagt er: „Don't underestimate my fear of dying“ und diese Worte denken öfter an mich als du.

Klar nimmst du ihr Gesicht in beide Hände beim Küssen, klar nennst du sie *Baby*, klar schließt du die Augen und nimmst sie von hinten auf der Dachterrasse, wo ich die Weinflasche in die Richtung deines Bauchnabels geschoben habe.

„Deinen Haaransatz hätte ich nie geheiratet“, will ich dir schreiben und weglassen, dass ich den Rest bei keinem anderen finde.

Es gibt Erinnerungen, die neben mir im Gang stehenbleiben wie verheiratete Arbeitskollegen. Mein Herz fängt an, sich mit Massentourismus auszukennen.

Leute sagen mir, ich soll gut auf mich aufpassen und ich weiß nicht genau, weswegen.

Mein Körper ist kein Tempel, mein Körper ist mein Coworking-Space, mein Körper ist mein Tindergetriebe, mein Körper ist mein Weinkeller.

Sophia Fritz

BANG BANG UND DAS GANZ NORMALE GLÜCK

(...eine Frau sitzt alleine auf einem einfachen Holzstuhl an der Straße...)

Hier bin ich. Es ist schon ziemlich ungemütlich draußen, anders als wenn der Sommerwind unter den Sternen meine Gedanken wärmt.

Auf diesem Stuhl sitze ich gerne.

Wenn ich die Tür öffne, strömt eine frische Brise an den Gardinen vorbei in meine Küche. Als Kind durfte ich nicht zwischen diesen Gardinen nach draußen sehen, meine Mutter hatte es mir verboten.

Warum? Weiß ich nicht. Sie hat nicht mit mir darüber geredet.

Gegenüber, hinter dem großen erleuchteten Fenster, spielten alte Männer Karten, tranken Bier und rauchten dicke Zigarren. Und um Mitternacht haben sie seltsame Lieder gesungen und sind auf die Straße getorkelt.

Sie lachten und schrien, sie waren frei.

Ich habe das erst später verstanden, vielleicht zu spät.

Aber das ist doch normal, dass man vieles erst zu spät versteht, oder?

Ich habe ein Kind und keinen Mann.

Mein Lebensmotto ist schwer in einen Satz zu packen. Irgendwie glaube ich aber daran, dass alles immer weitergeht. Dass auch hinter der dicksten Wolkendecke Sonnenschein und ein blauer Himmel warten.

Wenn mir langweilig ist, träume ich vom Reisen, vom Meer. Oder ich fahre ans Meer. Darüber lesen ist auch gut.

Ich wohne in einer sehr gemischten Strasse, es gibt wunderbare Häuser, und es gibt Bruchbuden. Mein Haus muss einmal wunderbar gewesen sein, aber jetzt...

Neulich war mir langweilig, das Kind schlief.

Ich habe mich bis auf den Slip ausgezogen, eine Spraydose mit schwarzem Lack genommen und Worte auf die Häuserfassaden gesprayed:

„Bang, Bang, Titte, Bazille.“ Bei „Bazille“ haben sie mich erwischt. Ich musste mit auf die Polizeiwache. Sie haben mich begafft, mir eine Decke um die Schultern gelegt und mich gut behandelt. Sie waren nett zu mir. Das mussten sie wohl sein. Obwohl ich ziemlich gestunken haben muss (das Wasserwerk wollte endlich sein Geld).

Dann sollte ich Fragen beantworten, die ich nicht zur Zufriedenheit der Fragenden beantworten konnte:

Warum haben Sie das gemacht?

Weil mir langweilig war und es mir nicht leisten kann, ans Meer zu fahren.

In ihrem Alter? Und halbnackt?

Gefallen Ihnen meine Titten nicht? Und ist man mit vierunddreißig zu alt zum Spritzen? Oder ans Meer zu fahren? Wer sagt das? Hmh?

Weil ich seit vierunddreißig Jahren hier wohne und Mutter bin, haben sie mich wieder gehen lassen. Das war nett. Ich muss das bezahlen, ich meine, die Reinigung.

Ich möchte mal wissen – wovon?

Sie fragten mich, ob ich das für normal halte, unbekleidet anderer Leute Häuser zu verschmutzen. Weiß ich nicht, hab ich gesagt. Ist das normal?

Die jungen Polizisten haben sich ganz komisch angeschaut.

Was meinen Sie? Ist Ihnen nie langweilig, oder fahren Sie dann ans Meer?

Ja, nun sagen Sie schon!

Sie..., waren Sie schon am Meer? Sie, ja...

Meine Elend begann mit der Schwangerschaft.

Als ich zweiundzwanzig war, hab ich diesen hübschen Kerl getroffen, ehrlich gesagt, ich hab ihn auf seinem Fahrrad über den Haufen gefahren und dann zu Hause ein bisschen gepflegt und von diesen Umständen war ich dann gleich in anderen Umständen. Ich musste doch auch mal Erfahrung sammeln. Das ist normal, oder nicht? Irgendwann muss jede Frau das einmal tun.

Vorher war ich für alle der gute Kumpel. Ein Mädchen, das nachts keine Angst haben musste... nachts durch den dunklen Park zu schlendern.. Niemand hätte mich belästigt, ich war eine Unberührbare.

Aber kaum fasste mich der Erste an, wars vorbei mit der Freiheit.

Dabei habe ich doch nur etwas Normales machen wollen. Was Normales... Was Normales...

Ich glaube, mein Elend begann mit der Normalität.

Meine Geduld ist nämlich wie normales Eis, nichts an ihm rührt sich.

Naja, ich wollte aber dann doch, dass mein Kind in einer ordentlichen Familie aufwächst. Mit der Geburt des Kindes war ich von einem Tag auf den anderen zu Hause angebunden. Ich musste so ziemlich alles aufgeben, was ich gerne gemacht habe. Alles! Keine Handpuppenlehrgänge mehr. Kein spätes Schlendern durch den dunklen Leninpark. Nichts!

Ich bin total an dieses Kind, dass ich nicht gewollt hatte, gefesselt.

Ja, aber ich liebe dieses Kind. Alle Mütter lieben ihre Kinder. Das ist normal. Gottseidank ist das normal!

Mein langweiliger Ex-Mann war keine große Hilfe. Wenn er nach Hause kam, klebte er auf seinem Sessel fest, bis das Fernsehprogramm Testbilder zeigte, und die fand er wohl auch interessanter als mich und seine Brut.

Halten Sie das für normal? Ich vermute, dass Sie das für normal halten. Schade eigentlich. Warum hält man das für normal? Was glauben Sie wohl?

Aber davon will ich Ihnen ja gar nicht erzählen. Ich wollte Ihnen erzählen, dass ich irgendwie hoffe, dass alles immer weiter geht, dass auch hinter der dicksten Wolkendecke Sonnenschein und ein blauer Himmel warten.

Das möchte ich Ihnen erzählen. Das ist schöner, oder?

Sie möchten etwas Schönes hören, oder? Etwas schön Normales!

Sie haben eine Bank in unserer Straße aufgestellt, auf der steht: „Glück ist eine Bank, die plötzlich da steht.“ – „Ich bin eine Bank vom Stadtmöblierungs-Projekt *Bau dir eine Bank*, hergestellt von den Bewohnern mit handwerklichem Geschick und allen, die Lust haben gemeinsam etwas zu bauen.“

Sie glauben an so etwas nicht?

Gehen Sie mal 30 Meter die Strasse hinunter und schauen sich das an. Vielleicht setzen Sie sich sogar auf diese Bank. Vielleicht gefällt es Ihnen sogar, auf dieser Bank zu sitzen. Vielleicht fällt Ihnen auf dieser Bank etwas zu Ihrer Kindheit ein, oder zu Ihrem letzten Urlaub, oder zu sich selbst. Das wäre schön. Das wäre gar nicht mal so normal, nicht wahr?

Ich sitze lieber hier auf meinem Stuhl und schaue in das Fenster gegenüber.

Dort spielen sie leider keine Karten mehr. Vielleicht sind sie schon alle tot?

Ich lese hier manchmal etwas. Ich lese gerne das Handpuppenmagazin und ich lese Gedichte. Gedichte beruhigen mich.

Überrascht Sie das? Habe ich Sie damit überrascht? Ist das normal, dass Sie das überrascht?

Sie, habe ich Sie damit überrascht?

Sehen Sie mich etwa als eine Frau, der man nicht zutraut, dass sie Gedichte liest?

Junge Mami liest Gedichte. Lächerlich. Und wann kocht sie?

Ich bin eine sogenannte Alleinerziehende. Ich koche, wann ich will.

Tag und Nacht.

Ich habe von Tag und Nacht gelesen.

Dass der Tag zu Ende geht.

Dass er seine Schuldigkeit getan hat.

nun geht der Tag zu Ende
 hat seine Schuldigkeit getan
 schweigen meiner Seelen Hände
 mit Silberflügeln recht geschwind
 vorm Fenster friert
 der nackte Baum noch immer
 und schwarzer Schnee
 taut auf den Blüten
 in dunklen Nachtgedanken
 träum ich süß
 von welken Wolken
 blass und taub
 der Regen trommelt
 und packt
 die Sehnsucht wieder ein
 bin nur ein Glas voll Glück
 wie Milch gemolken
 bin Deiner Wärme Raub
 ich horch dem Schlag der Stunden
 wart auf des Morgens Ton
 hör Deine Stimme rufen
 Gedanken lachen schon
 im hellen Bach
 im grünen Schnee
 und wachte auf
 im Traum nur fad
 von Licht umflossen
 und niemand sagt
 ich hab ein neues Kleid
 im Bilderbuch gefunden
 und niemand singt
 von diesen offenen Stunden
 wenn man
 frei auf Bänken liegen kann
 und hübsch
 der Mond herunterlacht

dann schläft die Wolke
 hinterm Haus
 und welkt nicht mehr
 nun geht die Nacht zu Ende
 hat ihre Schuldigkeit getan

Verdammt, ich zieh mich aus und koche, wann ich will!
 Vielleicht fange ich aber jetzt damit an, davon zu reden, was passieren könnte.
 Zum Beispiel könnte ich jetzt meine Spraydose nehmen, und irgendjemandem,
 Ihnen zum Beispiel!, ein Wort auf den Arm spritzen. Bang, oder Fuck!
 Oder Anna. Ich heiße Anna, damit Sie auch wissen, mit wem Sie es zu tun haben.
 Wer Ihnen so komische Geschichten erzählt. Sie könnten sagen, die ist doch nicht
 normal. Die ist vielleicht sogar verrückt. Die Hundefänger müssten sie abholen,
 die sitzt hier rum, und sprayt anderen Leuten auf den Arm. Aber das tue ich ja
 gar nicht.
 Ich stelle mir eher vor, es könnte mich jetzt jemand ansehen. Meine Titten. Und
 mich dann mitnehmen.
 Wohin wäre ganz egal, er müsste nur nett sein.
 Vielleicht würde er ja sogar mit mir ans Meer fahren, wir könnten dort Wolken
 beobachten und überlegen, welchen Tieren sie ähneln, oder welchen Menschen.
 Wenn wir das tun, dann könnte ich ihn sogar gerne haben, und er vielleicht mich.
 Das wäre so schön, und ich würde glauben, dass auch hinter der dicksten Wol-
 kendecke Sonnenschein und ein blauer Himmel auf mich warten.
 Vielleicht möchte mich jemand von Ihnen mitnehmen?
 Sie vielleicht? Gefalle ich Ihnen? Soll ich mich für Sie ausziehen? Wollen Sie mein
 Fleisch sehen? Das würde ich gerne tun...
 Gefällt Ihnen mein Kleid? Meine Nase? Mein Stuhl?
 Ich könnte Ihnen vorlesen, aus dem Handpuppenmagazin, oder lieber ein Ge-
 dicht?
 Sind Sie romantisch, lieben Sie die Wolken, auch wenn aus ihnen Regen fällt?
 Ich bin eine liebenswerte Person, ich liebe mich selbst. Das gelingt nicht jedem.
 Ich habe mir das verdient, dass ich mich selbst lieben kann.
 Und ich koche, wann ich will!
 Seit dem Handpuppenlehrgang habe ich keine Handpuppe selbst gemacht. Aber
 ich schaue mir immer gerne an, wie andere es tun. Ich schaue mir immer gerne
 an, wie normal andere sind. Ich möchte ein Ottonormalverbraucher sein.

Dann nimmt mich vielleicht jemand mit. Ans Meer. Ich ziehe ein hübsches Kleid an und frisiere mir die Haare. Ich liege mit den anderen Ottonormalverbrauchern am Strand. Ich trinke gelbe Limonade und lache.

Ich gehöre dazu. Das würde mir gefallen. Vielleicht.

Vielleicht nehme ich aber auch meine Spraydose, und schreibe auf Ihr Haus: Feigling oder Bang.

Was würde Ihnen besser gefallen? Noch haben Sie die freie Auswahl.

Ach, vergessen Sie es, das war ein Witz. Ein ganz normaler Witz.

Habe ich Sie erschreckt, nein, das wollte ich nicht.

Sie sollten sich nicht an Angst gewöhnen.

Die Menschen haben im Grunde nichts dagegen, betrogen zu werden. Sie haben nur etwas dagegen, dass man sie es merken lässt. Ich lasse sie nichts merken, denn das Unglück meiner Nachbarn macht mich traurig. Und ihre Normalität macht mich traurig.

Ihr ständiges Bemühen. Die Verlockung des Glücks.

Ich schlafe manchmal auf der falschen Bank. Der kalte Regen fällt auf mein Haar. Aber in mir ist immer blauer Himmel. Ich trage die Erde, die Freude und die Sonne an meiner Seite.

Ich bleibe anders.

Ich bin ein buntes Nebenleben.

Ich bin mein eigenes Wunschkind.

Bin in mir selbst hell ausgegossen.

Ich atme still den Wind, und lasse fallen, was fällt.

Harald Kappel

DIE MUTTER

Es ist 38 Jahre her, dass sie zwischen den beliebten Schenkeln ihrer Mutter in die Arme einer Hebamme glitt. Ein verschmiertes, schreiendes, schrumpeliges Etwas mit satten 4,3 Kilo. Deutlich zu schwer für ihre 51 Zentimeter, aber ansonsten rosig und gesund, hatten sie gesagt. Die Nabelschnur ragte wie eine gefräßige Raupe aus der haarigen Öffnung zwischen den Beinen, bis sie nach dem Schnitt nur noch bläulich-blass auf den blutigen Tüchern lag und den Kopf hängen ließ. Ein zu dick geratener, lebloser Regenwurm hatte ihre Mutter viele Jahre später über diese Schnur gesagt, die beide für neun Monate verbunden hatte. Ein Verbund der Notwendigkeit, des Überlebens, der Liebe? Neun Monate lang lag sie eingerollt in dem Bauch einer Frau, von der sie bis zum Schluss nicht mit Sicherheit sagen konnte, wer sie war. Vielleicht lag es ganz einfach in ihrem Charakter begründet, dass man sie nie wirklich einordnen, nie wirklich greifen konnte. Zerterte man an ihr, schmiss sie ihren Schwanz ab wie ein Salamander, drückte man zu fest, pulverisierte sie in der eigenen Hand zu feinem Staub und rieselte hindurch. Vielleicht lag es aber auch einfach daran, dass es ihre Mutter war. Die Frau, die sie 36 Jahre lang mehr oder weniger begleitet hatte; die sie manchmal von der Schule abholte mit einem extravaganten Hut oder kaputten Turnschuhen; die sie zu Freunden brachte und nicht selten auf Bier und Schnaps blieb, bis es hell wurde; die sie zu Geburtstagen in den Arm nahm, aber bei Liebeskummer nur den Kopf schüttelte; die mit Lockenwicklern im Haar die beste Lasagne machte oder mit Bundfaltenhose das Hühnerfrikassee aus der Tiefkühltruhe erwärmte; die

mit angestrengtem Blick mit dem Staubsauger gegen die Fußleisten im Haus schlug oder mit Tee in der Hand im Sessel saß und ihre selbstgemachten Pantoffeln betrachtete.

Die Frau, die fluchend durch die Innenstadt heizte oder in Embryonalstellung auf dem Bett lag und weinte; die mit ihr in roten Gummistiefeln Hand in Hand durch alte Tümpel watete oder vor der sie sich duckte, wenn sie nach ihr schlug. Die Frau, die fast entrückt auf dem Sofa lag, mit Tabakflocken auf dem Bauch und einer Flasche Rotwein im Kopf; die ihr Mathematik beibrachte, als sei es das Schönste auf der Welt, mit Zahlen zu jonglieren oder die Aufgaben zerknüllte, wenn sie ihre Geduld überstrapazierte; die nie nach Rezepten kochte und jeden Sonntag zum Friedhof fuhr, mit Kerzen und frischen Blumen. Eine Frau, von der sie jedes Muttermal im Gesicht nachzeichnen konnte und von der sie das Haar unter Hunderten hätte erriechen können.

Eine große Frau mit dunklen Haaren und einem verschlagenen Ausdruck in den Augen, warm und kalt, zart und brutal. Es war ihre Mutter und doch kam sie ihr bis zu ihrem Tod wie ein Geheimnis vor, dass sie anzog und gleichermaßen verschreckte. Wollte sie denn wirklich wissen, wer diese Frau war, von der die Männer schwärmten oder davonliefen?

Muss ein Kind das Geheimnis seiner Mutter lüften oder war das alles weniger geheimnisvoll als missverständlich?

Mit den Gedanken kam die nächste Wehe. Das weiße Neonlicht stach ihr in den Augen und auf der feuchten Stirn klebten zwei dünne Haarsträhnen. Sie war schon zwei Wochen überfällig, kein

Grund zur Beunruhigung hatten sie gesagt, aber jetzt war es zwei Uhr am Morgen und die Wehen hatten eingesetzt, kurz und heftig. Ihre Beine standen weit gespreizt auf den weißen Tüchern und jedes Mal, wenn sie auf die knubbeligen Knie und die weiße Haut schaute, musste sie sich daran erinnern, dass es ihre eigenen Beine waren, die dort auseinanderkippten und leicht zitterten. Ihr Bauch wölbte sich wie ein Medizinball unter dem weißen Hemd empor und sie musste nach jeder Wehe wieder ein wenig hochrutschen, um über den fleischgewordenen Berg zu schauen, der ihr Kind noch immer geheimhielt. Mit ihren Händen griff sie abwechselnd den Arm der Hebamme, die sich den Schmerz nicht anmerken ließ oder krallte sich in die dünne Matratze des Krankenhausbettes. So oder so ähnlich, dachte sie, muss auch ihre Mutter vor 38 Jahren unter dem Flutlicht eines provinziellen Krankenhauses auf das erste Schreien gewartet haben. Mit weißen Beinen, verklebten Haaren und mit einer Hebamme, nach der man griff, wenn die Schmerzen unerträglich wurden.

Mittlerweile kam ihr das Deckenlicht wie eine Brutlampe vor, unter der sie langsam und siedend dahinschmolz, bis von ihr nur noch ein riesiger nasser Fleck im Bett zurückbleiben würde. Die Eröffnungsphase kann langwierig sein, hatten sie gesagt und recht behalten. Seit fast zehn Stunden lag sie in dem weißen Raum umgeben von blinkenden Geräten und hektischen Händen. Der Muttermund hatte sich noch nicht

ausreichend geöffnet. Einen Trödler trage sie da im Bauch, scherzte die Hebamme und lachte dabei so herzlich, dass ihre dicklichen Wangen prall und rosafarben aus dem Gesicht ragten. Einen Trödler, sagte sie sich das Wort noch einmal leise vor. Wer hatte gesagt, dass sie einen Jungen in sich trug und überhaupt, trödeln ließ vielmehr an einen Sonntagsausflug denken, als an das, was die letzten Stunden hinter ihr lag. Eine Kaffee-fahrt war das beileibe nicht gewesen – ebensowenig vergnüglich wie die gesamten neun Monate der Schwangerschaft. „Gott sei Dank hab ich nur einen Quälgeist wie dich auf die Welt gesetzt“, hatte ihre Mutter oft gesagt, wenn sie als Kind müde und überdreht das Bett scheute oder als Teenager gegen das Essen rebellierte. Nicht selten hatte sie sich dann gefragt, wie sehr sich ihre Mutter als Mutter fühlte, wie sehr sie überhaupt eine sein wollte, aber die Frage, ob sie ein Wunschkind gewesen sei, beantwortete sie immer nur mit einem Seufzen oder suchte demonstrativ nach einer anderen Beschäftigung, um dem Gespräch zu entfliehen. Erst am Ende, als sie alt und krank auf dem Sofa lag und sich die Brust nur noch beschwerlich mit Luft füllte, nahm sie ihre Hand und sagte: „Gut, dass du da warst, gut, dass es ist, wie es ist.“ Es war nicht viel, es war nicht alles, was sie gebraucht hätte, aber es war vielleicht ein Anfang, ein kleines Zeichen von Zuneigung, eine verbale Umarmung; vielleicht der Beweis für den Verbund zweier Menschen, auch ohne Nabelschnur.

Sie hatte die Augen geschlossen, das Licht drang nur noch als entferntes Leuchten durch ihre Lider und in ihrer Hand lagen fünf schmale Finger, die sie fest drückte. In Gedanken saß sie noch immer auf dem Sofa, die warmen Hände ihrer Mutter betastend, bis eine fremde Stimme in die Erinnerung einfiel. „Der Muttermund ist jetzt weit genug geöffnet. Wir können loslegen.“ Eine junge Ärztin mit schlanken Gliedern und freundlichen Augen stand vor ihr und zog sich ein paar weiße Einweghandschuhe an. Wir können loslegen, wiederholte sie im Kopf und rutschte ein wenig hin und her, um die richtige Position zu finden. Ihr Mund fühlte sich trocken an, die Zunge hing pelzig am Gaumen und auch, wenn sie im Begriff war, ein Kind auf die Welt zu bringen, konnte sie ihre Gedanken nur schwer auf das richten, was ihre Aufmerksamkeit verlangte. Sie merkte, wie ihre Hände krampften, das Laken unter ihr roch nach feuchter Haut, die Matratze kam ihr unbarmherzig hart vor.

„Versuchen Sie mal ihre Kraft zu bündeln und in den Bauch zu führen. Und dann pressen Sie, so fest Sie können“, sagte die Ärztin und versuchte zuversichtlich zu schauen. Und dann presste sie; sie presste die nächste Erinnerung heraus. Die Urne war schwarz und matt. Nichts Besonderes, ein billiges Modell. „Was nützt mir der Prunk unter der Erde“, hatte ihre Mutter kurz vor ihrem Tod gesagt und ihr einen großen Umschlag in die Handtasche gesteckt. Einige Tausend Euro in Hunderterscheinen – der letzte Rest an Unab-

hängigkeit, an Disziplin, an verzichteten Weihnachtsgeschenken oder Urlauben. Ein Haufen voll grüner Scheine, die für eine mittelklassige Beerdigung und ein neues Waschbecken reichten. Das Alte war in die Jahre gekommen, ein sich verzweigender Riss und Verfärbungen machten es zu einem unliebsamen Gegenstand in dem modernisierten Badezimmer.

Jetzt glänzte ein neues, ein polarweißes Waschbecken mit den Fliesen um die Wette. Nüchtern betrachtet ein modernes Becken mit stilvoller Linienführung, schlicht und zeitlos.

Aber ganz gleich, wie sehr sie sich um einen objektiven Blick bemühte, wie sehr sie das Waschbecken aus sicherer Entfernung betrachtete, überkam sie doch jedes Mal ein seltsamer Schauer, wenn sie an den verchromten Armaturen drehte. An manchen Tagen hörte sie im Rauschen des Wassers ihre Mutter rufen, an anderen wiederum glaubte sie in dem kalten Strahl ihre knochigen Hände zu spüren, wie sie am letzten Abend verzweifelt nach ihren Handgelenken gegriffen hatte, sich wehrte gegen den blauen Stoff auf ihrem Mund, bis die Kraft schließlich aus ihren Gliedern gefahren und ihr Körper erschlaft zurück auf das alte Sofa geglitten war. Lange Zeit hatte sie danach auf den leblosen, faltigen Körper gestarrt, der ihr nach all dem fremd vorkam. Als sie vom Sofa aufstand, fiel das hellblaue Kissen auf den Boden. Zu dem Zeitpunkt war ihre Mutter bereits drei Stunden tot.

Rechts umfasste die kräftige Hand der Hebamme ihre Schulter, vor ihr, zwischen ihren Beinen, blitzte immer wieder der blonde Kopf der Ärztin hervor. Er war seitlich durch einen akkuraten Scheitel unterteilt, ein streng gebundener Dutt verdeckte ihren schmalen Nacken. Der Schweiß stand jetzt in perlengroßen Tropfen auf ihrer Stirn und blieb bei jedem Abrollen an ihren Wimpern hängen. Noch dreimal pressen, hatten sie gesagt, dann wäre es geschafft. Die Schmerzen waren betäubend. Sie fühlte sich entrückt von ihrem Körper, von der Krankenhausstation. Es war, als ob ihr Verstand nur noch neben ihr stehen würde, weil er die andauernden Krämpfe nicht mehr ertrug. Er stand neben ihr, wie die Hebamme, nur auf der linken Seite, mit der Hand auf der Schulter und schaute ihr zu. Ihr Körper war auf sich alleine gestellt und er funktionierte – maschinenartiges Fließband-Pressen, Stakkato-Atmen. Alles vollautomatisch. Wäre ihr Kopf dabei gewesen, wäre schon längst der rote Stoppknopf gedrückt worden. Aber die Maschine lief unnachgiebig mit geschlossenen Augen, bis eine Stimme die Produktion unterbrach: „Ein Mädchen, Gratulation!“, sagte die Ärztin und hielt ein verschmiertes, schreiendes, schrumpeliges Etwas in die Höhe. Ihr Blick fiel augenblicklich auf den bläulichen Regenwurm zwischen ihren Beinen, der in die Höhe ragte und den Kopf in den Bauch ihres Kindes

vergrub. Da war sie, die Schnur, die neun Monate notwendig gewesen war. Die Schnur der zwangsläufigen Verbundenheit. Wieder ein Mädchen an der anderen Seite der Leine. Kräftig, gesund. Ebenso ungefragt, zwecklos, schutzlos auf die Welt geworfen, wie sie selbst vor einigen Jahren, wie ihre Mutter damals. Was bleibt von einer Schnur, wenn sie zweigeteilt ist? Was bleibt von einer Mutter, als ein paar grüne Scheine – wenn überhaupt, dachte sie, während irgendwo da draußen eine Tochter das erste Mal den warmen Atem ihrer Mutter auf der Haut spürt.

Mascha Schlubach

KINDHEIT AM BAUERNHOF

I.

Vor der Jause hielt sie sich stets so lange wie möglich an der Anrichte geschäftig, schnitt das ihr verhasste Schwarzbrot extradünn, den Speck zu dick. Später würde sie kein Brot mehr sehen können, nur mehr Semmeln essen. Ihre Kinder würden nach selbstgebackenem Brot verlangen, eins, das Mattern mit Liebe walkt und händig in einen kreativen Snack wrapt. Am liebsten täglich eine neue Innerei.

Mit Innerem wollte sie nichts mehr zu schaffen haben. Maschinenwerk war ihr Luxus. Am dankbarsten kam ihr tiefgekühlte Salamipizza vor, die schalt nicht, verlangte nichts. Keine Geduld, keine Lust, nur Umluft.

Einmal nicht abwaschen müssen, davon hatte sie als Mädchen jahrein, jahraus geträumt. Als einzige Schwester des Brüderrudels tat sie nichts als einkochen, Speckbrot schneiden und butterverschmierte Bretter schrubben.

Dass sie nicht einmal ohne zu bröseln essen konnten, ohne auch noch den Tisch ringsum mit ihrem Frust zu bespucken. Essen war zu viel gesagt. Sie fraßen und schlangen und schmatzten, gruben störrisch ihre Köpfe in die Teller, schlugen ohne Unterlass die Rindssuppe mit den abgewetzten Löffeln.

Vor lauter Gier bemerkte niemand ihre aggressive Langsamkeit vor der Fütterung. Überhaupt sie bemerkte niemand. Auch nicht die Ritzen in den Tel-

lern. Hauptsache, die Jause bedeckte die, Hauptsache, der Speck schlabberte über den Rand. Was sonst noch drin war, war ihnen egal. Nicht fragen, nicht hinschauen.

Sie brachte es ohnehin nicht fertig hinzuschauen. Schon gar nicht hinzuhören. Bei den ersten Brothälften musste sie ihre Ohren inwendig mit den Zähnen beißen.

Ekel nach unten. Ihre Blase noch heute oft am Zerreißen.

Nachdem sie die Speckbrotbretter vor die lautlosen Brüderminen geknallt hatte, huschte sie noch einmal zur Anrichte und nahm sich das letzte Brett, das mit den wenigsten Ranzritzen, strich sich mit einem sachte noch einmal abgespülten Messer Butter auf ein kleines, dickes Brot. Speck war keiner mehr übrig.

Stolz, es wieder einmal geschafft zu haben, den Randplatz der Eckbank zu ergattern und das hungrige Rudel warten zu lassen, setzte sie mit gesetzter Stimme zum Tischgebet an. Das Rudel murmelte ihr nach. Den unterzuckerten Untertischritten der Nebenbrüder wich sie geschickt aus. Sie lagerte jeden Bissen so lange im Mund, bis er von allein speichelweich in ihr Inneres rutschte. Speck schmeckte sie trotzdem.

Ehe sie sich als Halbwüchsige länger vor den großen Spiegel wagte, war das Fett rotzfrech in ihre Hose gekrochen.

Die ausgebeulten Brüderhosen rächten sich, die ausgelaugten Brüder wetzten sich.

Jahre in, jahraus kein Stich, hörte sie den Vater sagen, als er im Spind der Brut die Bildchen fand. Sein mürrisches Verzagen kaufte ihm nicht einmal die Alte ab. Sein Mund hing zu schief hinab. Lange ins Stolzglas gestarrt.

Später als Serviermädchen würde sie das Herrentriefen galant wegwischen, den Fetzen extrastark auswringen müssen.

Ihr Lehrherr an der Anrichte würde wissen.

II.

Sie hasste Röcke. Aus den edelsten Tüllkreationen schmeckte sie den Ranz der kindlichen Kittelschürzen, in den die Mütter ihren Tagesranz rieben; nicht selten roch sie, Omo zum Trotz, die ganze Wochenration, die ungefragt in den Unterrockdampf kroch.

Montagsspeck, Kuhstalldreck und Schlachthausklecks gingen auch mit Hirschtalg nicht weg. Mancher ätzten sie die vergelbten Strümpfe ab. Die eingewachsenen Zehenpilze sprossen ungeziert aus den Schlapfenritzen.

Später würde sie nur Hosen tragen und niemals Patschen. Ihre Socken stets blütenweiß, der Boden immer glatt und blank.

Zehen konnte sie nicht sehen, auch nicht die der Kinderlein. Ihre eignen waren gelb und knochenlos.

Blumenmuster waren ihr ein Graus, sie lenkten den Dreck geschickt in die Dornenspitzen und blitzten falsch im Sauberkelch.

Ihren Hosen gestatte sie maximal ein helles Blau, den Blusen keine Rüschen, keine Spiele.

Gästen wischte sie den Dreck mit Danchlor nach. Die Socken mussten strahlen.

Seifenstücke kamen ihr nicht ins Haus. Den Ranz fremder Nagelbetten hatte sie längst ausgepflanzt.

Ihre eignen Nägel biss sie bis zum bittren Matratzenrand. Die Achselhaare riss sie sich mit stumpfen Fingern ab, den Mundbart verbrannte sie ratzfatz im Gas.

Wenn sie blutete, schwang sich manchmal kurz ein Rock in ihren Kopf. Finger eintunken, abwischen, weiterarbeiten. Niemand würde es bemerken, nur die alten Kopftuchweiber würden knapp den roten Blumen nicken und wissen.

Doch sie ließ sich nicht hinreißen zum Rockreizen. Lieber das Ausweiden zur Schau stellen. Ihr Mann mag Sau sehen. In Hosen draufgehen.

III.

Sie hasste Lehrer und Pfarrer. Vor allem Pfarrer. Die hatten sie als Mädchen am Schläfenhaar gezogen, wenn sie zu spät in die tägliche Messe vor der Schule kam. Der Schnee war zu tief gewesen, die triefenden Brüderschuhe zu weit für ihre kalten Füße.

Einmal gab es einen, der riss nicht nur am Kinderhaar. Die Bauernbuben mit ihren stinkenden Väterjankern bekamen eine Sonderbehandlung, wie er, selbst ein Bauernbub, es nannte.

Die Pfarrerspratzen im Gesicht schickten sich zu Hause aber nicht, was auch der Lehrer wusste.

Er hielt die Pratzen für den Vater frisch, der ganztags mit dem Gürtel seinen Frust verwachelte. Wird die Brut wohl schlimm gewesen sein.

Sie selbst blieb vom Gürtel meist verschont. Zu zart zum Schlagen, weiterarbeiten. Das Brüderrudel ließ sie büßen, trat sie im Stall stumm mit Füßen. Blaue Flecken unter dunklen Strümpfen, Brüderstriemen weiter oben.

Am nächsten Tag das gleiche Spiel, späte Messe, Haare, Finger. Immer nur die Bauernkinder.

Die vom Dorf brauchten keine Disziplin, sie verschwanden nicht im Arbeitskittel, stanken nicht, strahlten. Ihre Hände zu nichts zu gebrauchen, da zahlte sich der Holzstock gar nicht aus.

Die vom Dorf in den ersten Reihen, der Holzstockhalter und Gesichterklatscher in den hintren. Die vom Dorf mit Bäckersemmeln, die hinten mit Schmalz. Die vom Dorf mit Lackschuhen, die hinten mit Brüderlatschen. Die vom Dorf Seife, die hinten Fliegen.

Sie wollte nichts als fliehen. Unter die Bank. Kirche, Schule, Küche. Aber überall der Boden pickig.

Nur sommers war sie frei, aufs Feld um sechs, Jause erst um drei. Eigentlich schon ab Mai.

Später würde sie in keine Kirche mehr gehen. Schon gar nicht Weihnachten, auf keinen Fall Begräbnis. Kein stundenlanges Friedhofsstehen auf Kieselboden, der den Tod bis in die Fingerspitzen rieselte. Kein Beileid den Weibern, die nichts als endlich in die Erde meinten. Keine Dorfkinderblicke auf ihren morschen, großen Rock. Keine Fetthaut auf dem Leichenschmaus.

Nicht einmal den ersten Bruder brachte sie mit unter die Erde. In der Kirchentür hatte es sie so gereckt, dass der Pfarrer kam und seine linke Prätze auf ihr gezopftes Haar klatschte. Diesmal ohne Ziehen. Zu nah am Weihwasserbecken. Als später der Lehrer verreckte, kaufte sie sich einen roten Mantel.

IV.

Katzen mochte sie. Überhaupt alles Kleine und Hilflose. Als Kind war sie immer die Kleinste. Aber nicht schwach genug, um in die Klosterschule verbannt zu werden. Sobald ihre Fingerchen zum Herd hinaufgingen, schnitten sie und rührten sie und rieben sie. Jeden Tag.

Das Brüderrudel tat in der Küche keinen Griff. Fehlte ein Messer am Tisch, hallte der wortkarge Hunger bis in den Stall, wo sie sich schnell an die Schafjungen gekuschelt hatte, um den Brüderfraß einigermaßen zu ertragen. Sie hetzte luftlos zur Lade und setzte das Messer ab. Ihre gekranzten Haare mochten ihren Blick nicht tarnen, so blitzte sie hinab. Das wartende Rudel riss nach an Hand, doch statt Schwesterfinger nur die Messerklinge. Den Gall bekam der Braten ab.

Man stach und stach und schmatzte, danach ein Schnaps.

Sie träumte und räumte ab. Die glasigen Augen der Brüder rollten zu ihren Strumpfbeinen, um die die Katzen tanzten. Man ließ ihr dieses Spiel. Sie wartete, bis das Rudel magenweich in den Wald abzog und kratzte den Bratenrest aus dem

Bretterholz, um ihn den Katzen zu geben. Sonntags überließ sie ihnen auch ihre Frühstücksmilch, vor deren Euterwärme und Mistgestank ihr grauste.

Die Katzen schnurrten und schmiegt sich schwer an ihre Strümpfe. Die Dankbarkeit der Tiere traf sie. Sie bückte sich und drückte ihre Tränen in das raue Fell.

Kein Glanz den armen Miezen, keine Acht, kein warmer Platz. Die Kinder nahm man ihnen ab.

Jedes Jahr ein Sack im Bach.

Ihr Wasser rann und rann.

V.

Wenn sie einmal ins Wasser gehen würde, dann im Frühling. Wenigstens schiene dann einmal die Sonne. Die meisten Weiber gingen im Winter ins Wasser, nach Weihnachten, wenn die Trostlosigkeit und der Schnapsdampf zu lange aufeinandergehockt waren. Die Männer hängten dann im Stall. Väter am Viehstrick, Brüder am Gürtel.

Die Waldnahen brauchten schon den Schrottschuss um nachzusehen, warum er diesmal nicht nach Hause kam.

Beim Begräbnis dann kein Beileid der sündigen Brut. Nur ein kühler Händedruck.

Beim ersten Bruder jedoch vom Pfarrer ein warmer Kuss auf Mutters Stirn, die Prätzen etwas zu lang auf ihrem Rücken. Seine gichtigen Finger erinnerten sie an etwas. Die Bruderknorren hatten sich stets ungeschickt an die Flinte geklammert.

Sonja Gruber

SICHER- HEITS- DIENST- LEISTUNG- EN

ABSCHLUSS

willkommen
in der
beamten
sterbe
kasse
die von ihnen
gezogenen
linien
gehören
von nun an
der stadt

Steffen Kurz

LEUMUNDSZEUGNIS

„Wer sind Sie und was machen Sie hier?“, ist nicht die Art von Frage, die man gerne hört, wenn man, eine Brechstange in der einen und einen Ziegelstein in der anderen Hand, auf einem fremden Grundstück steht, dessen Besitzer man eigentlich auf Urlaub wähnt(e). Klaus Wagner bildete hier keine Ausnahme. Als stolzer Inhaber des NLP-Business-Practicioners sah er sich immerhin in der Lage, zu antworten. „Als Kinder... also... früher...“ Schuld waren aber mitnichten die Kinder, von denen er selbst ja auch einmal eines gewesen war, sondern die Frauen (von denen er gottlob nie eine gewesen war).

Hier sei gesagt, dass Klaus Wagner ansonsten kaum um Worte verlegen war, Tag für Tag höchst erfolgreich seinen Kunden, die noch gar nicht wussten, dass sie bereits seine Kunden waren, Sicherheitsdienstleistungen vermittelte, in der Firma mittlerweile nur mehr eine Führungskraft über sich hatte und alles in allem ein Kerl war, der wusste, was er wollte und was nicht. Auf der Wollen-Seite standen zum Beispiel ausgiebiger Sex am Wochenende, ein Weber-Grill oder indirekte LED-Beleuchtung im Wohnzimmer. Auf der Nicht-Wollen-Seite: sich anhören müssen, wie der Nachbar mit seinem Rasenmähertraktor Runde um Runde drehte, die Art wie Marie in *Fifty Shades of Grey* las, Zigeunerschnitzel. Besonders letzteres, denn da war der Tag schon vor dem Mittagessen im Arsch. Zigeunerschnitzel gab es zum Glück nie, nur wenn sie zum Mittagessen bei seinen Eltern eingeladen

waren, dort dann aber umso häufiger. Der Tisch war immer schon gedeckt, wenn sie kamen, mit gefalteten Servietten (auch so etwas, das Marie nie lernen würde), sodass einem nichts anderes übrigblieb, als vor leeren Tellern mit dem Vater und der Schwester Konversation zu machen, während die Mutter in der Küche letzte Hand an ihr Kochgut legte. Aber diesen Sonntag hatten sie zumindest ein Thema: seine neue Kollegin, die ständig etwas hatte, besser gesagt, ihr Kleinstes. Aber ihre Tochter ging in die selbe Klasse wie Marianovics Sohn, also war klar, wer den nächsten großen Firmenkontakt zugeteilt bekommen würde. Die Schwester schlug sich, wie erwartet, auf die Seite der Neuen. Er sei, sagte sie, immer schon unfähig gewesen, es zu ertragen, wenn jemand etwas besser könne als er. Das und die Angewohnheit, Dinge zu sehen, die gar nicht da waren.

„So ein Blödsinn.“

Und was war dann das mit dem Löwen, von dem er wochenlang gefaselt habe?

„Welcher Löwe?“ Aber dann erinnerte er sich.

„Der war da!“

Das bilde er sich nur ein, versetzte seine Schwester und hieb ihre Zähne in ein großes Stück Fleisch. Er wurde lauter. Ob sie denn bitte schön nicht mehr wisse, dass sie nachts im Garten spazieren gegangen seien, der Hauer und der Löwe? Die Wette, die er gewonnen hatte?

„Wovon redet ihr denn da?“ Die Mutter ließ besorgt den Blick zwischen ihm und der Schwester

pendeln. „Der Hauer war doch Diabetiker, und eine Zeitlang hat es so ausgesehen, dass sie ihm das Bein abnehmen müssen, aber so weit ist es zum Glück dann doch nicht gekommen.“

„Aber deshalb kann er auch im Garten seine Runden drehen. Auch Diabetiker brauchen Bewegung.“

„Gerade Diabetiker“, schaltete sich sein Vater ein und begann einen umständlichen Vortrag über Cholesterin.

Gespräche wie diese hatten den Familienmenschen in ihm getötet.

Marie tat so, als würde sie nicht hinhören, aber daheim – elendslang hatten sie noch sitzen und Filterkaffee trinken und Esterhazyschnitten essen und sich das Gerede der Schwester über Geburtsvorbereitungskurse anhören müssen – nervte sie ihn in ihrer üblichen Art. Was er denn habe. Er gab ihr keine Antwort. Der Sonntag war ihm verdorben, und das nicht nur wegen dem Zigeunerschnitzel.

Am Abend fing Marie wieder mit dem Löwen an. Was das gewesen sei, fragte sie. Ein imaginärer Freund? Der ihm geholfen habe, seine Angst vor Nähe zu überwinden?

Es sollte verboten sein, so missverstanden zu werden.

Und außerdem hatte er Recht. Er wusste es, und sie wusste es auch, dieses verlogene Miststück von Schwester. Die Sommerferiennacht, die sich hinzog, müde waren sie gewesen. Dann der wilde Triumph, als der Hauer die Terrassentür

aufmachte und das Tier herauskam, kraftvoll, gleitend, Klaus meinte, das Klicken der Krallen auf den Terrassensteinen zu hören, aber das konnte eigentlich nicht sein. Sie drehten drei oder vier Runden durch den dunklen Garten, dann gingen sie wieder ins Haus. Das ungläubige Staunen der Schwester, danach die feierliche Unterzeichnung des „Wettscheins“ und die tiefe Befriedigung darüber, sowohl die Wette gewonnen als auch drei küchendienstfreie Wochen vor sich zu haben. Es war übrigens das zweite und letzte Mal gewesen, dass man den Löwen zu Gesicht bekam; sie hatten ihn wohl weggegeben oder überhaupt nur vorübergehend auf ihn aufgepasst. Aber gesehen hatten sie ihn, die Schwester hatte es feierlich mit ihrer Unterschrift bestätigt. Ein schriftlicher Beweis.

Eine hilfreiche Erinnerung: Dass dieser eine Stein locker war, wusste er schon, seit er gelernt hatte, über die Mauer zu klettern. Rau war der Stein gewesen, daran erinnerte er sich deutlich, und wie er mühsam den Stein geklopft hatte, bis er nur mehr halb so tief war, um hinter ihm Platz für sein Kästchen zu schaffen. Darin nur Vertrauliches: der Goldzahn, der einfach so auf der Straße gelegen war, das Kartenspiel mit den Frauen, die kostbare Chewbacca-Figur, die er aus einem Kaugummiautomaten gezogen hatte, und nun das Schriftstück. Das Kästchen passte genau in die Vertiefung. Ziegel wieder darüber, fertig. Irgendwann war es dann in Vergessenheit geraten, er war auch älter geworden.

Am Montag fühlte er sich nicht besonders, sein Magen und seine Nase brannten. Am liebsten wäre er zuhause geblieben. Marie hatte in ihrer unsensiblen Art fallen gelassen, dass ihrer Meinung nach nur Gründer oder Produzenten Ralph-Lauren-Shirts tragen sollten, das hatte ihn getroffen, darum ging er doch ins Büro. Aber wahrscheinlich war sie nur zu faul zum Bügeln. Im Büro achtete er darauf, noch fester als sonst aufzutreten, und ließ seine Tür nur angelehnt, um zu hören, wie oft die Neue auf den Gang zum Telefonieren ging. Offenbar hatte ihr Kleiner wieder einen Schnupfen oder eine ähnliche Bagatelle. Zu seinem Ärger verschwendete er über eine halbe Stunde an einen besonders widerspenstigen Kunden, der ihn partout nicht ausreden lassen konnte, diese Art von Betragen hatte er immer schon gehasst. Mittags googelte er seine alte Adresse. Google Maps, Satellitenansicht. Nach allem, was er erkennen konnte, stand die alte Gartenmauer noch, neu waren ein Swimmingpool und etwas, das aussah wie eine Laube.

Am Dienstag war er unkonzentriert, denn er hatte schlecht geschlafen und zu allem Überfluss auch noch von seiner Schwester geträumt, wie sie in den Wehen lag und ihn auslachte, und Marie schließlich, ganz Hebamme, das Baby hochhielt, das ihn auch auslachte. Es war zum Aus-der-Haut-Fahren. Was denn mit ihm los sei, fragte die Neue, krank? Da gehe etwas um, ihr Kleinster –. „Eine Allergie“, unterbrach er

sie, sein letzter Kunde habe seine ganze Bude voller Katzen gehabt. Und nein, das sei NICHT süß gewesen.

Am Mittwoch gab er nach und fuhr hin. Der Briefkasten quoll über, Werbung, Zeitung, aber das Haus schien gut gepflegt, und das Gras war gleichmäßig kurz.

Am Donnerstag meldete er sich krank. Der Briefkasten seiner alten Adresse war nicht leerer als gestern. Er flankte sportlich über das Gartentürchen, wobei ihm die Brechstange, die er aus dem Auto geholt hatte, fast gar nicht im Weg war. Es war seltsam, wieder den Gartenweg entlangzugehen, nach guten fünfundzwanzig Jahren. Relativ guten Jahren, ein paar schlechte waren auch dabei gewesen. Ein Klaus Wagner vergisst nichts. Die ungerechteste Schulnote: Nur 17,5 Punkte auf den Geographietest, weil er den Saustall am Balkan der Einfachheit halber als Jugoslawien zusammengefasst hatte. Die alte Festnetznummer seiner Eltern: 332117. Die Position des besagten Ziegelsteins: vierte Reihe von unten, Nummer Zwanzig von links. Er setzte das Eisen an. Nichts. War es etwa von rechts gewesen? Sicher nicht, denn nur Frauen verwechseln ständig links und rechts. Vielleicht hatte sich die Mauer gesenkt, und es war die dritte Reihe. Auf ein Neues. Nichts. Doch weiter rechts? Doch nicht. Weiter links. Höher hinauf. Tiefer hinunter! Verbissen meißelte er Stein um Stein. Irgendwann schimmerte es. Nein, „wer sind Sie und was machen Sie hier?“, ist definitiv nicht die Art von Frage, die man

gerne hört, wenn man, eine Brechstange in der einen und einen flachen Ziegelstein in der anderen Hand, auf einem fremden Grundstück steht, dessen Besitzer man eigentlich auf Urlaub wähnt(e). Freilich hätte man vorher auch einfach läuten können, jedoch war es nicht seine Art, wildfremden Leuten sentimentale Kindheitserinnerungen aufzunötigen. Freilich war die jetzige Situation aber auch eine solche, in der sentimentale Erinnerungen immerhin eine Spur salonfähiger sind als die Aussage „Ja, ich habe Ihre Gartenmauer demoliert, um meiner Schwester eines auszuwischen!“ Der Typ, dem das Haus jetzt gehörte, sah allerdings ohnehin nicht nach dem verständnisvollen Menschenschlag aus, den so etwas beeindruckt. Klaus kam sich blöd vor und legte die Brechstange und den Stein ins Gras. Der Typ ließ ihn keine Sekunde aus den Augen. Er streckte die Hand vor, Wagner mein Name, aber der Andere ergriff sie nicht, vermutlich, weil sie recht staubig war.

Die sentimentale Geschichte zog dann doch; auch pekuniär ließ sich einiges machen, ohne dass man die Polizei belästigen musste.

Marie würde natürlich fragen, warum sich der neue Wagen nun doch nicht ausging; er würde sagen, dass Marianovic der Neuen alle seine Leadkunden gegeben habe und die ihm nun seine Lorbeeren wegschnappe. Sie würde zuerst skeptisch schauen, aber von Sales hatte sie keine Ahnung, und sie würde ihm glauben müssen, denn Klaus Wagner hatte stets Recht. Recht, Recht, Recht. Füllfederblau auf weiß, in unsicherer Kinderschrift, etwas stockfleckig und verblasst, aber immer noch lesbar.

Johanna Wurzinger

DIE INSEL / VERHAGELTE BANANEN

an der stelle wo immer die bananenstaude stand
steht jetzt die verhagelte bananenstaude
keinen moment lang kam die frage auf wie in einem innenraum
die armselige pflanze verhagelt werden konnte
denn die stürme ziehen im becken des wohnzimmergrabens das interieur
schreit sich belebend durch schlagzeilen und
dann sitzt es röhrend in den kehlen des herrn c. der damit nichts zu tun hat
blitz und donner kugelblitze hagelschlag wetterschäden frostschäden
erfrierungen innere nullheit

und als eines morgens herr c. in die arbeit gehen wollte und mit schwung in
die hose stieg war diese zu klein auch das shirt war geschrumpft und machte
bekleidetes fortkommen unmöglich
ein anderes mal konnte er den schlüssel nicht finden und so verzögerten
kleinigkeiten sein weiterkommen von mal zu mal und auch die freunde die
warteten fuhren schließlich ohne ihn ab
die kommoden hatten ihre holzbeine fest ins gewebe des herrn c. gestellt –

Magdalena Sams

SIEBENSACHEN

Ich packte meine Kinder zusammen. Ich stellte die Schuhe nach Schuhgröße geordnet in Reih und Glied, befüllte die Wasserflaschen, griff nach den kleinen Kinderrucksäcken im Vorbeigehen, zog den Kindern einem nach dem anderen den Pullover über den Kopf und über den Pullover die kleine Jacke, auf den Kopf die Mütze, und ah ja, die Handschuhe baumelten schon an den Overalls. Die Zwillinge in den Geschwisterkinderwagen, die größeren Kinder den kleineren an die Hand. Schön stolperten wir aus der Wohnung auf die Straße.

Sieben Kinder an der Zahl, fünf Mädchen und zwei Buben, daraus zwei zweieiige Zwillinge. Ich zählte sie beim Weggehen immer ab, denn Sieben ist eine Zahl, die man schon zu zählen gezwungen ist.

Wir pflügten durch die Straße wie eine rumänische Großfamilie. Zwei Zweierreihen, vorne also vier Kinder, dann ich mit dem Geschwisterkinderwagen, und hinter mir unser Sorgenkind. Von Zeit zu Zeit drehte ich den Kopf in den Nacken um zu sehen, ob es noch da war. Die Bewegung schmerzte jedesmal mehr, denn ich hastete mit den Kindern ja fast schon zur S-Bahn, um sie rechtzeitig zu erreichen. Dann, die Kinder vorne sagen *Ich geh mit meiner Laterne*, vergewisserte ich mich ein weiteres Mal unseres Sorgenkindes. Und es war weg. Erschrocken hielt ich

an. Das war mir ja noch nie passiert. Ich hatte mich erzählt, aber nie war mir eines der Kinder abhandengekommen.

Wir müssen weiter!, rief ich schweißgetrieben nach vorn und unser Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Dann erreichten wir den Bahnhof, der gerade erst neu errichtet worden war. Ich hetzte die Horde über die Rolltreppe auf den Bahnsteig, wo der Zug schon stand. Und dann stand da noch ein Zug und ich wusste nicht, ob links oder rechts einzusteigen war. Ich konnte mich für einen Moment nicht orientieren. Die Jüngeren sahen mich ratlos an, die Älteren zeigten mal auf den einen Zug, mal auf den anderen. Als ich mich einmal um die Achse drehte, sah ich die Aufschrift der Endstation und wusste: Das ist der richtige Zug. Also packte ich meine Kinder, zählte sie zur Sicherheit wie Bohnen ab – minus eins, dachte ich – und bestieg den Zug linkerhand.

In der S-Bahn dampfte es. Die Hitze ließ die kalten Scheiben beschlagen. Die Kinder an den Fenstern malten Figuren ins Kondenswasser, einem gab ich aus seinem Kinderrucksack zu trinken, die Zwillinge nickten ein. Dann fragte eines der Älteren, ob es zur Toilette gehen dürfe. Ich nickte und ließ es gehen.

Kurze Zeit später hielt der Zug, ich schaute zufällig aus dem Fenster und erblickte das bleiche

Schild der Umstiegsstelle. Wir müssen!, sagte ich und packte in rasantem Tempo alle unsere Siebensachen für das Umsteigen.

Als sich die Menschenmengen aus der Station gewälzt hatten, blickte ich auf meine Kinder, mit großen Augen blickten sie mich fragend an. Ich erinnerte mich an Weihnachten letztes Jahr, als drei meiner Kinder grippekrank im Bett lagen und sich unsere Familie also gelichtet vor dem Weihnachtsbaum einfand. Ebenso unvollständig fühlte ich mich jetzt: Als hätte ich meine Siebensachen nicht beisammen.

Mama, da fehlt jemand, sagte die Älteste.

Da dachte ich an den Zug, der in diesem Moment abfuhr und an das Gewimmel auf dem Bahnsteig vorhin, das ein jedes Kind orientierungslos macht. Und im nächsten Moment sagte ich: Kinder, wir müssen weiter! Ich schnappte den Geschwisterkinderwagen und ließ die beiden vorne ein Wanderlied singen, damit sie mir nicht abhanden kämen.

Bald stimmte ich ins Singen mit ein, denn ich mochte die alten Volkslieder, die man beim Wandern singt. Sie waren eine Art Wegzehrung, mit der man sich über die Weite des Weges täuscht, denn der Weg ist immer beschwerlich und jede Kurve enthüllt dutzende weiterer Kurven. Sing ein Lied!, brauchte ich meinen Kindern bloß zu sagen und schon war es getan.

Es kam die lange Rolltreppe, die durch zwei Ebenen führte, direkt von der S-Bahn ins Tiefgeschoß, vorbei an der ersten U-Bahn-Linie zur zweiten. Ich parkte den Geschwisterkinderwagen ausfüllend auf der Rolltreppe, vor mir meine beiden Kinder. Ich dachte an den Berliner Hauptbahnhof, der mir in seiner Vielschichtigkeit so imponiert hat. Von oben schaut man auf die Langstreckenzüge, von unten auf die S-Bahn. Und von meiner Position, ich war schon fast am Fuße der Rolltreppe, erblickte ich jetzt eines der Kinder, es war das älteste, das niemals Unfug trieb, und ich sah, wie es mir von der gegenüber liegenden, aufwärtsfahrenden Rolltreppe zuwinkte. Ich legte das Gesicht in meine Hände, weil ich nicht wusste, was ich denken sollte. Dabei rutschte der Kinderwagen nach vorne, sodass der Vordermann ihn auffangen musste. Das Kind machte noch Anstalten, gegen die Fahrtrichtung nach unten zu laufen. Aber es scherzte, es scherzte, denn als mich das dritte der übriggebliebenen Kinder am Fuß der Treppe erwartete, war das älteste schon oben, weit oben.

Es muss weiter gehen!, sagte ich zu dem etwas ängstlich dreinschauenden dritten und band seinen aus der Jacke hängenden Handschuh an den Kinderwagen. In der U-Bahn quälten mich zwanghafte Gedanken: Bin ich eine Rabenmutter? Habe ich etwas falsch gemacht? Beim

Aussteigen hing der Overall des letzten Kindes schlaff und kindlos am Kinderwagen und ich nahm mir keine Zeit, um mich in Gedanken zu strafen. Denn: Wir müssen weiter!

Das sagte ich zu den beiden Zwillingen, die zu schläfrig waren um zu hören und zu klein um zu verstehen. Alles, was ich nun sagte, sagte ich eigentlich zu mir. Zur Beruhigung sang ich ein Volkslied aus Kindertagen, wechselte die U-Bahn-Linie und platzierte mich auf dem Bahnsteig. Den Kinderwagen parkte ich parallel zur Bahnsteigkante, damit wirklich nichts passieren konnte. Und in einem unbemerkten Moment, nämlich als ich einen Blick auf den Stadtplan warf, nahm ein anderer den Kinderwagen, genauso wie ich es mir selbst einmal im Spaß vorgestellt hatte, und fuhr damit davon.

Lisa Gollub

BIENEN- FLEISSIG

bienenfleissig sitzen sie wieder
in ihren waben und sabern seim

schleudern summen süsse unsummen
und abends müde wabern sie heim

was ertragen sie nicht alles
für erträge und morgen noch mehr

waben und seim

Marianna Lanz

FRIEDRICHSBLAU

Vielleicht war er der traurigste Mann der Stadt. Ich weiß bis heute nicht, ob der Mann eigentlich wusste, wie traurig er wirklich war. Das konnte ich ihn nicht fragen.

Jeden Morgen schloss er die Tür zu dem Raum auf, in dem er die Bilder behandelte. Irgendwann hatte er angefangen an dem Tisch mit der reinweißen Unterlage zu arbeiten. Er war in die Lücke seines Vorgängers gerutscht und hatte perfekt hineingepasst.

Es gab keine Übergangszeit. Am Tag davor hatte jemand die Atemmaske getragen und am Tag danach setzte er sie auf. Vielleicht waren sie vereint im Kampf gegen das grünliche Braun, aber kennengelernt hatten sie sich nicht. Zumindest weiß ich nichts von einem Treffen.

Um Viertel nach zwei schloss der Mann die Tür zu seinem Arbeitsplatz zu. Viermal in der Woche ging er dann 25 Meter bis zur U-Bahn. Montags setzte er sich in die Pizzeria gegenüber und bestellte Tomatensuppe. Ich weiß nicht, ob er wirklich jeden Montag Tomatensuppe aß, aber er erzählte es gerne so. Er sprach von dem Suppenrot, dem perfekten Rot, dem Tomatenrot, das sogar lizenziert ist: RAL3013. Eine gelungene Suppe sei tomatenrot, nicht feuerrot (zu viel Paprika), purpurrrot (zu viel Rote Beete) oder schwarzrot (falscher Essig). Ein zu hoher Anteil Karotten führe zu RAL3022 (lachsrot) und wenn der Koch dann die Rettung mit Sahne versuchte, würde er bei RAL3012 (beigerot) enden. Der Mann hatte ein einziges Mal einen Teller voll

3013 serviert bekommen – die übrigen Montage wurde es meistens 3020 – aber dieses eine Mal hätte gereicht, um ihn wiederkehren zu lassen. Er sagte, er befände sich auf der ewigen Suche nach 3013. Die Ärztin hinter dem Kissen nickte dann, aber das sah er nicht. Ich fragte mich manchmal, was passieren müsste, damit er 3013 fand.

An allen Tagen in der Woche außer Montag fuhr der Mann vom Arbeitsraum in die Stadt, an die vielbefahrene Straße mit der Hausnummer 30. Der Mann mochte weder die Stadt noch die Straße. Aber irgendwann hatten die Gewitter in seinem Kopf angefangen – erst selten, wenn er lange arbeitete vielleicht, am Wochenende oder wenn das Wetter sehr abrupt umschlug – dann hatte es häufiger gedonnert. Sein erster Arzt schickte ihn zu einem zweiten Spezialisten und dann in die Stadt, an die Straße, zur Hausnummer 30, wo er sich auf eine Couch legte, an jedem Tag außer Montag.

In der restlichen Zeit saß der Mann am Reinweiß seines Tisches vor den Leinwänden. Er betrachtete ihre Schichten unter Röntgenstrahlen: Grundierung, Unterzeichnung, Untermalung, Farbe. Schlussfirnis. Ich glaube, in so einem Moment erlebte der Mann das erste Gewitter. Er stand im stummen Raum und sah noch den schwachen, gräulich blauen Schein der Strahlen, die auf das eingespannte Gemälde trafen. Dann wurde die Welt stahlblau und schwefelgelb und verkrümmte sich wie van Goghs Sternennacht.

An seinem ersten Termin versuchte der Mann seiner Ärztin genau in die Augen zu sehen, aber als er wieder klar denken konnte, hatte er ihre Farben vergessen. Am nächsten Tag fand der Mann unter den Schichten auf der Leinwand ein detailliert geplantes Segelschiff: Brigantine (zweimastig), aufgerollte Segel und stürmisch gebrochene Wellen am Bug. In der anschließenden Behandlung beseitigte er zunächst die historischen Restaurierungen: Neben klassischen Alterungseffekten wie Verschmutzung oder Verfärbung der Firnis war die Dublierung ein Krankheitsbild, das er häufig auf dem Reinweiß vor sich sah. In der Vorbereitung auf anstrengende Ausstellungen waren Bilder durch dieses Verfahren ertüchtigt worden, unter großer Hitze hatte man ihnen ganze Leinwände auf die Rücken gebügelt. Der Mann betrachtete die Spuren dieser schrecklichen Zurichtung immer wieder unter dem Vergrößerungsglas. Das heiße Eisen hatte Bläschen und Narben hinterlassen, die Farbschichten waren angeschwollen, verdunkelt oder verkrustet. Er wusste, dass das Ablösen dieser Leinwandschicht risikoreich war. Der Mann hatte eine sanfte Hand. Er tastete vorsichtig. Er hielt inne, gab dem Bild Zeit und fühlte nach. Das Gemälde lag regungslos vor ihm und starrte auf den Boden. Die Leinwand hatte sich bereits an mehreren Stellen zu lösen begonnen, die Schicht war feucht geworden und überdehnte den Keilrahmen.

Er musste die Dublierung entfernen, sonst würde sie irgendwann aufreißen und dem Gemälde den Rücken brechen.

Auf der Suche nach dessen Gewitterschichten sprach die Ärztin mit dem liegenden Mann jeden Tag, 50 Minuten lang, außer montags. Mittlerweile hatte der Mann das Gemälde umgedreht und sah ihm ins verfärbte Gesicht. Auf der Suche nach dessen Friedrichsblau entfernte er vorsichtig den verfärbten Eiweißfirnis. Der Auftrag dieser Versiegelung war ein besonderer Moment gewesen: Der Künstler hatte ins Atelier geladen, Freunde und Förderer sahen zum ersten Mal das getrocknete Gemälde. Die Vernissage fand in engem Kreise statt, kurz vor der öffentlichen Salonausstellung. Sobald der durchsichtige Lack aufgetragen wurde, war die Arbeit am Bild offiziell beendet. Ein Weitermalen war dann nicht mehr möglich. Die Langzeitwirkungen hatte damals niemand vorausgesehen.

Am folgenden Dienstag gab es keine Tomatensuppe, aber das merkte der Mann nicht. Bis zum folgenden Dienstag hatte er lange durch die Maske atmen müssen, bis er die Oberfläche des Bildes von seiner feierlichen Beschichtung befreit hatte. Es würde einige Stunden dauern, bis sich zeigen würde, ob das Lösungsmittel den dunklen Schleier endgültig anheben könnte. Dann wäre er der Erste, der den Himmel wieder sah.

Sobald der Mann an diesem Dienstag die vielbefahrene Straße verließ, würde alles konstant

werden. Es gab eine genaue Abfolge von Arbeitsschritten: Viermal in der Woche drückte der Mann zweimal auf die Klingel und lehnte sein Gewicht so gegen den Messinggriff, dass er die schwere Holztür (8015 Kastanienbraun) beim ersten Summen aufschob. Der Flur war bei jeder Wetterlage kühl, dunkel und leer. Manchmal erschien er ihm unwirklich. Dann überlegte der Mann, ob hinter den anderen Klingeln, Briefkästen und Wohnungstüren wirklich jemand wohnte. Bis zu der Tür seiner Ärztin waren es 25 Stufen und ein Treppenabsatz. Viermal in der Woche streckte sie ihm zur Begrüßung die Hand hin.

Er sagte:

„Hallo.“

Sie sagte:

„Guten Tag.“

Dann ging sie voraus und er ging ihr nach. Sie schloss das Fenster und erst, wenn sie in seinem Rücken war, lehnte er den Kopf gegen das Kissen (1003 Signalgelb). Dann nahm er den Restaurationswinkel der Staffelei ein und wartete auf die erste Berührung mit dem Pinsel. Vielleicht war es zufällig, dass sich die beiden immer gleich bewegten. Aber vermutlich gibt es in dieser Behandlungsform keine Zufälle.

An diesem Dienstag hatte der Mann gerade die Unregelmäßigkeit der Straße (7042 Verkehrsgrau) hinter sich gelassen. Das bräunliche Grün des Himmels löste sich langsam auf. Er dachte an die Suppe von gestern und das Korallenrot

(3016), das er erst für 3013 hielt, bis er prüfend auf die Flasche Limoncello am Tresen blickte und den erhöhten Blauanteil auf dem Teller feststellte. Ich weiß nicht, ob er in diesem Moment merkte, wie traurig er bei der Vorstellung wurde, 3013 nie wieder zu sehen. Ich weiß aber, wie er an diesem Dienstag zum ersten Mal den Schleier über seinem Blick spürte, der vielleicht unter den Röntgenstrahlen sichtbar geworden wäre, den seine Ärztin vermutete und von dem er nichts gewusst hatte. Der Mann sah sich erschrocken um, drückte fünf Minuten zu früh auf die Klingel und lehnte sich fünf Minuten zu früh gegen den Messinggriff. Er versuchte an das hoffnungsvolle Friedrichsblau auf der Staffelei zu denken, aber jetzt machte ihm auch dieser Gedanke Angst: Was, wenn genau in diesem Moment das Lösungsmittel nicht nur die letzte Grünschicht sondern auch den Himmel darunter wegwaschen würde?

Das Türschloss summte fünf Minuten zu früh und der Mann stand auf der Schwelle zum kühlen Flur. Der dunkle Boden lag vor ihm wie die Apokalypse, das ewige Meer. Er sah kein Boot, kein Schiff, nicht einmal ein Seeungeheuer. Das Meer war Ankunft und Ende einer Grenze, die er nicht überschreiten konnte. Über dem schmalen Streifen erhoben sich die dunklen Stufen als unräumliche Wand des Himmels, rein und gleichgültig ruhig. Kein Sturm, keine Sonne, kein Mond. Die Sehnsucht fehlte ganz. Der Mann erinnerte sich

an den Segler, die Wellen, das deutlich erkennbare Heck, das sich dem Strand näherte, das sich dem Strand nähern musste, aber da war keine Spur auf dem stillen Wasser, kein Segelblitzen im trüben Himmel. Er hätte versuchen können zu rufen, aber seine Worte wären vom Wehen des Windes und dem Rauschen der Wellen verschluckt worden. Er spürte, wie absolut gleichgültig er der Natur war. Sie verweigerte sich ihm im Gemurmel des Meeres, im Wehen der Luft, im Ziehen der Wolken. Der Boden wollte, dass er verschwand. Der Mann stand einsam an der Uferlosigkeit der See, vor der Grenzenlosigkeit des Himmels. Der Strand war leer, ihm fehlten Sträucher, das Gelände oder die Messingklinken zu den anderen Wohnungstüren. Der Mann sah verzweifelt zum Fenstergrau der Oberlichter, aber nur der hölzerne

Türrahmen in seinem Rücken begrenzte den Bildinhalt. Dann spürte er die Gewitterwolken. Ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn der Mann die Treppe passiert hätte. Vielleicht hätte er dann über den Schleier gesprochen, über die Arbeit und die Suppe. Er hätte die feste Couch in seinem Rücken gespürt, das Signalgelb unter seinem Kopf und vielleicht hätte die Ärztin nach seiner Firnissage gefragt. Aus der Ferne hörte er ein Donnern, aber da hatte er das Kastanienbraun schon ins Schloss fallen lassen. Ich weiß nicht, wo der Mann heute ist, ob er 3013 fand oder glücklich wurde. Ich weiß, dass er sehr traurig war. Dass er vermutlich nicht wusste, worüber. Und vielleicht kann das niemand wissen. An diesem Dienstag sah er das Friedrichsblau. Vielleicht ist das genug.

Svenja Reiner

BABEL

BABEL, unser Abschnitt für Übersetzungen, steht diesmal ganz im Zeichen einer besonderen literarischen Form: Anonyme Internetgedichte, quasi geschriebene Memes, aus Russland. Vierzeiler, hinter denen manchmal auch bekannte Namen der russischen Literatur stehen – übersetzt von Alexander Estis.

PIROZHKI - ANONYME INTERNETGEDICHTE

купи мне мертвого ребенка
их продают возле метро
когда там взрыв или когда там
вдруг с рельс сошел вагон с детьми

kauf mir ein totes kind es gibt sie
unweit der metrostation
wenns dort eine explosion gab
oder wenn dort ein zug entgleist

я знаю длинную дорогу
она опасна и трудна
и не нанесена на карты
и никуда не приведет

ich kenne eine lange route
sie ist gefährlich und ist hart
sie ist auf karten nicht verzeichnet
und führen tut sie nirgends hin

бывает думаешь что знаешь
ты человека двадцать лет
но вот приходишь к нему в гости
и видишь ложечки свои

du kennst den mann schon zwanzig jahre
so denkst du manchmal aber dann
besuchst du ihn in seiner wohnung
und siehst bei ihm dein erbbesteck

решил как быть подамся в клёны
и буду до тебя расти
и через двадцать лет макушкой
к тебе в окошко загляну

ich weiß was tun ich werde ahorn
und wachse bis zu dir hinauf
nach zwanzig jahren mit dem wipfel
schau ich durchs fenster rein zu dir

я заплатил за свет и воду
вчера в сберкассе а за звук
забыл внести платёж теперь нам
сидеть весь месяц в тишине

ich zahlte gestern strom und wasser
doch leider zahlt' ich nicht den ton
jetzt bleibt es für den ganzen monat
in unsrer wohnung totenstill

олег откуда ты вернулся
и почему ты весь в крови
и на какой из двух вопросов
ты отвечаешь мне заткнись

oleg wo kommst du her schon wieder
und warum bist du voller blut
und dann auf welche der zwei fragen
antwortest du mir halt dein maul

моя профессия начальник
я бью людей по голове
не забывая повторять им
кто не работает не ест

beruflich bin ich vorgesetzter
ich schlage menschen auf den kopf
und wiederhole dabei ständig
denn wer nicht schuftet isst auch nicht

олег петру на новоселье
несёт бидон бензина и
коробку спичек и открытку
с изображением огня

zu peters einzugsfest bringt oleg
einen benzinkanister und
ein streichholz sowie eine karte
worauf ein feuer dargestellt

сергея били в подворотне
каких то трое мужиков
потом сказали что ошиблись
и били дальше но нежней

drei unbekannte männer schlugen
in einer einfahrt sergej
dann sagten sie er sei der falsche
und schlugen weicher von da an

исус сказал детей не надо
не надо мёртвых и больных
ведите тех кто побогаче
для них сегодня чудеса

es sagte jesus keine kinder
nicht tote und auch kranke nicht
schafft mir herbei die reichen typen
die wunder gibt es heut für sie

а ну ка положи предметы
давай с тобой поговорим
пусть это будет просто мирный
и беспредметный разговор

komm leg die gegenstände nieder
und führe mit mir ein gespräch
unser gespräch sei still und friedlich
und ohne jeden gegenstand

aus dem Russischen von **Alexander Estis**

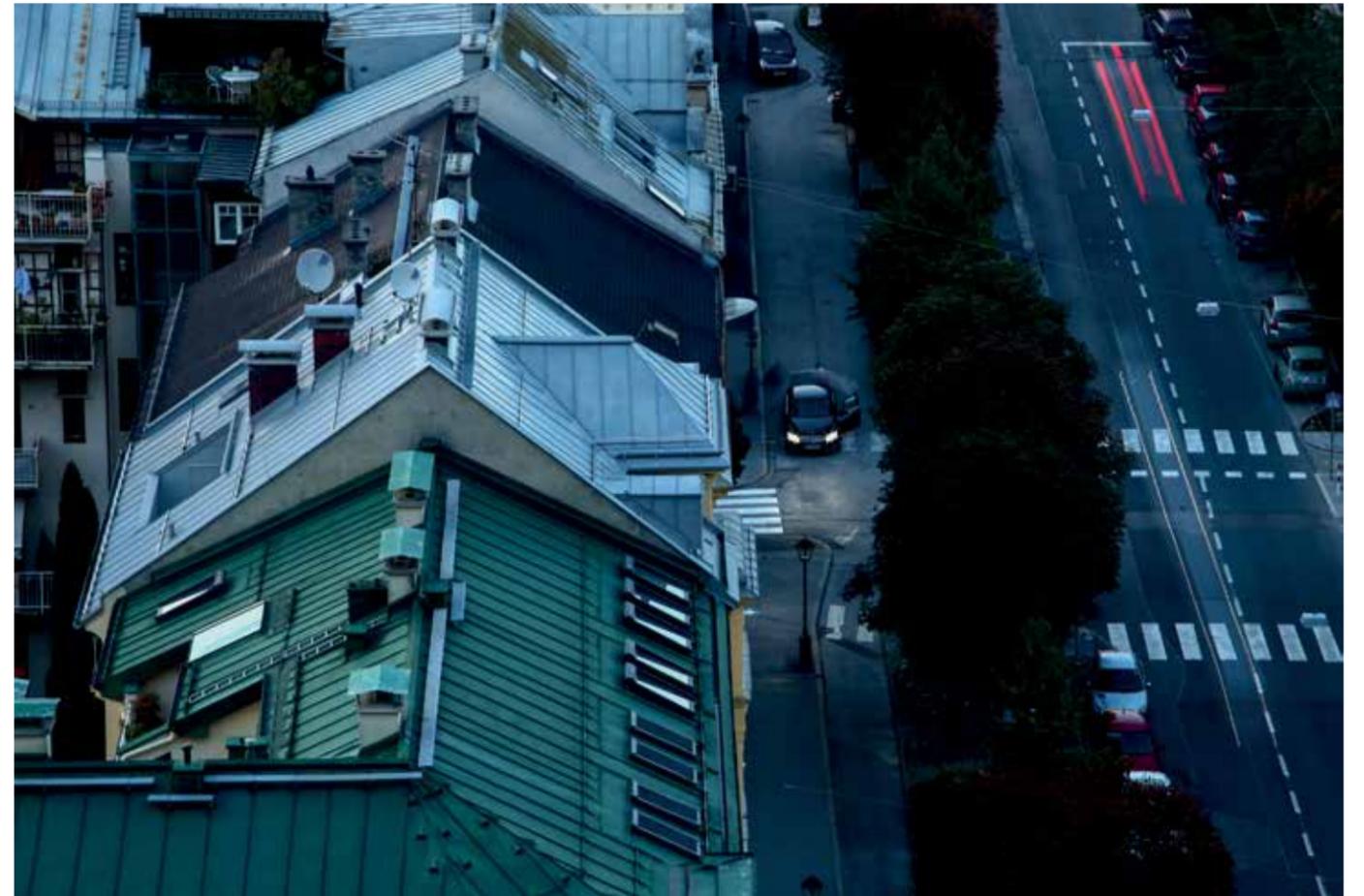
Pirozhki (kleine Piroggen, also Küchlein) sind lyrische Vierzeiler, die in der russischen Web-Community seit etwa 2003, meist anonym oder pseudonym, publiziert werden und hohe Popularität genießen. Sie sind allen erdenklichen Themen gewidmet, von alltäglichen Bagatellen bis hin zu politischen und philosophischen Fragen – oftmals vermischen sich alle Ebenen in ein und demselben Gedicht. Charakteristisch sind ein zynischer, nicht selten brutaler Grundton und das Nebeneinander des Gegensätzlichen: Hochkultur steht hier immer wieder neben Vulgarität, Poetisches neben Abgründigem, Tiefsinn neben Nonsens.

MARK DANIEL PROHASKA

„Immer die Kamera dabei haben – man weiß nie, was man entdeckt!“

Schon seit seiner Jugend begeistert sich der in Salzburg lebende Künstler für analoge und digitale Fotografie. Seine Umgebung in verschiedenen Blickwinkeln einzufangen und dabei ungewohnte Perspektiven einzunehmen, interessiert ihn vor allem bei seiner Arbeit.

In Kooperation mit dem Verein KIK – Kultur in Koppl dokumentierte er über ein Jahr hinweg das Projekt *LandArt Nockstein 1042*, bei dem u. a. die Werke der Graffiti-Künstler*innen Jana & Js zu sehen sind.









KULTUR- SZENE

Diesmal eröffnet euch der Kreativraum einen zentralen (Arbeits-) Ort unseres Teams, mit Zoltán Lesi durften wir ein Buch machen und stellen es auch hier vor, Marko Dinić hat spannende Ansichten zum literarischen Übersetzen erfragt, Lisa-Viktoria Niederberger durfte das neue Werk von Martin Peichl vorab lesen, Felicitas Biller sieht sich unter den neuesten Literaturzeitschriften um. Und Peter.W.? Peter.W. hat ein Problem.

ICH HABE EIN PROBLEM!

Hanuschplatz #16

Ich habe ein Problem! Wenn ich das sage, und ich sage es tatsächlich sehr oft, wird mir schnell mal nachgesagt, ich wäre die ganze Zeit nur am Jammern. Die Leute übersehen, dass ich Problemen nicht grundsätzlich abgeneigt bin, sofern sie lösbar sind. Wozu hat man schließlich seinen Verstand! Da mein Hirn aber immer gleich mit mehreren Dingen auf einmal beschäftigt ist, sehe ich mich ab und an zum Outsourcing gezwungen. Ich wende mich hilfeschend an meine Mitmenschen und darf mir dann anhören, was für eine ungläubliche Heulsuse ich doch bin. Womöglich liegt es aber auch daran, dass ich mich in Gesprächen nicht ganz so sauber artikuliere wie beim Schreiben. Müsste ich über jeden Satz erst lang und breit nachdenken, kein Ton käme je aus meinem Munde. „Eine Wohltat!“, hör ich’s quaken. Soll sein, allerdings sagt man mir auch nach, ich verfügte über eine recht angenehme Stimme!

Als mein Großvater starb, fürchtete ich seine Stimme zu vergessen. Was natürlich geschah, denn ich war noch sehr jung. Das sollte mir Jahre später, mit dem Tod meines Therapeuten, nicht mehr passieren, da seine Stimme zufällig der von Max Goldt glich. Ich überlegte wirklich, der Frau bzw. mittlerweile Witwe meines Therapeuten eine CD des *Titanic*-Kolumnisten zu schenken, damit ihr zumindest etwas von ihrem Gatten blieb. Nahm davon aber Abstand, weil es schon irgendwie krass gewesen wäre, hätte sie ihm, der von so sanftem Gemüt war, dass selbst Bob Ross ausgesehen hätte wie der fiese Drill Sergeant aus *Full Metal*

Jacket, quasi aus dem Grab heraus zuhören müssen, wie er kokett über Spinnenabdomensalat und mit Zahnbürsten Homosexueller abgeklopfte Brüste referiert. Wobei Bob Ross ja tatsächlich Master Sergeant bei der *US Air Force* gewesen sein soll, ehe er als – lehnen wir uns mal aus dem Fenster – ‚Bildender Künstler‘ Karriere machte. Als ehemaliger Rekrut muss man sich schon was denken, von einem Mann, der einen vor Jahren mal für ein Staubkorn im Spind zur Schnecke gemacht hat, auf einmal Sätze zu hören wie: „There are no mistakes, just happy little accidents!“ Als ich noch ferngesehen habe, ließ ich ihn gern mal laufen und mich von seiner brummigen Stimme geruhsam ins Land der Träume schicken. Einmal wachte ich auf und es liefen *Die schönsten Bahnstrecken der Welt*. Ich wollte ausschalten, konnte aber nicht! Die komplexen Handlungsstränge und schnellen Schnitte der modernen Serienlandschaft hatten mich derart pervertiert, dass ich dort, wo sich Bewegung und Atmosphäre trafen, bereits instinktiv das Drama erwartete: Jeden Moment würde jemand auf die Schienen laufen und das Blut würde nur so spritzen – dachte ich, aber natürlich kam nichts, keine „happy little accidents!“ Und ich ging unbefriedigt zu Bett. Nach diesem Erlebnis, und in Ermangelung eines neuen Therapeuten, beschloss ich das Fernsehen fortan sein zu lassen. „Der Mann hat ein echtes Problem!“, hör ich’s blubbern. Soll sein, aber ich jammer nicht!

Peter.W.

„ZWISCHENRÄUME SOLLEN BEWOHNT WERDEN“

Viele neue Literaturzeitschriften versuchen mit ihren Programmen Nischen zu füllen, um Leser*innen für sich zu gewinnen. Printprodukte gibt es zuhauf, wer soll sich da die Mühe machen, diejenigen zu rezensieren, die noch in ihren Kinderschuhen stecken? Felicitas Biller nahm die Herausforderung an und fünf Neuerscheinungen auf dem Zeitschriftenmarkt unter die Lupe.

„Unser Ordnen ist Mischen“, heißt es in der Grazer Literaturzeitschrift *mischen*, die im Januar 2019 erstmals erschien. Die Herausgeber*innen Raffael Hilden und Julia Knaß präsentieren eine ausgewogene Auswahl unterschiedlicher Textsorten: Prosa, Lyrik und Essays in deutscher und englischer Sprache verbinden sich stimmig mit den Illustrationen der Künstlerin Kathrin Pfliegerl.

„I have become more foreign than I needed to be, and I am uncomfortable about this.“

– Pranay Sanklecha in *mischen* –

„Mischt sich das Mischen selbst und wie geht es dann weiter?“ – Sowohl im (selbst-)kritischen Editorial als auch in den allesamt sehr lesenswerten Texten der neun versammelten Autor*innen werden viele zentrale Fragen aufgeworfen: „Interessieren sich jene, die eine Position vertre-

ten, ernsthaft für die Argumente gegen die eigene Position?“ – Thomas Hainschos philosophiegeschichtlicher Essay *Längerer Atem* beschäftigt sich am Beispiel der Biographie(schreibung) von Denis Diderot damit, welche Gewichtung Argumente in Entscheidungsprozessen tatsächlich haben, wo Opportunismus beginnt und welche Motivationen vorherrschen können, wenn man entgegen aller Widerstände nicht vom eigenen Standpunkt abrückt. Dabei kommt er zum hochaktuellen Schluss: „In einem Streit zwischen den VertreterInnen verschiedener Auffassungen, der nicht mehr mit Argumenten entschieden werden kann, geht jene Auffassung als siegreich hervor, deren FürsprecherInnen den längeren Atem haben.“

Nach den von innen kommenden und von außen gegebenen Identitätszuschreibungen fragt Pranay Sanklecha in seinem Essay *Am I really a Duck?* Ausgehend von Wittgensteins Faszination für Enten entspinnt er gekonnt seine eigene Biographie, die ihn aufgrund gesellschaftlicher Normierungsprozesse zu dem harten Punkt brachte: „I have become more foreign than I needed to be, and I am uncomfortable about this.“ Katharina Peham legt in ihrem Text

Brot und Beherrschung eindrücklich die triste Innenwelt eines Mannes offen, der nicht mehr will: „Menschen, die nicht mehr wollten, hatten eine verneinende Miene, sie sahen aus wie durchgedrücktes Papier, das durch den spitzen Bleistift dieser Selbsterkenntnis solange malträtirt wurde, bis dieses Papier unbrauchbar wurde.“

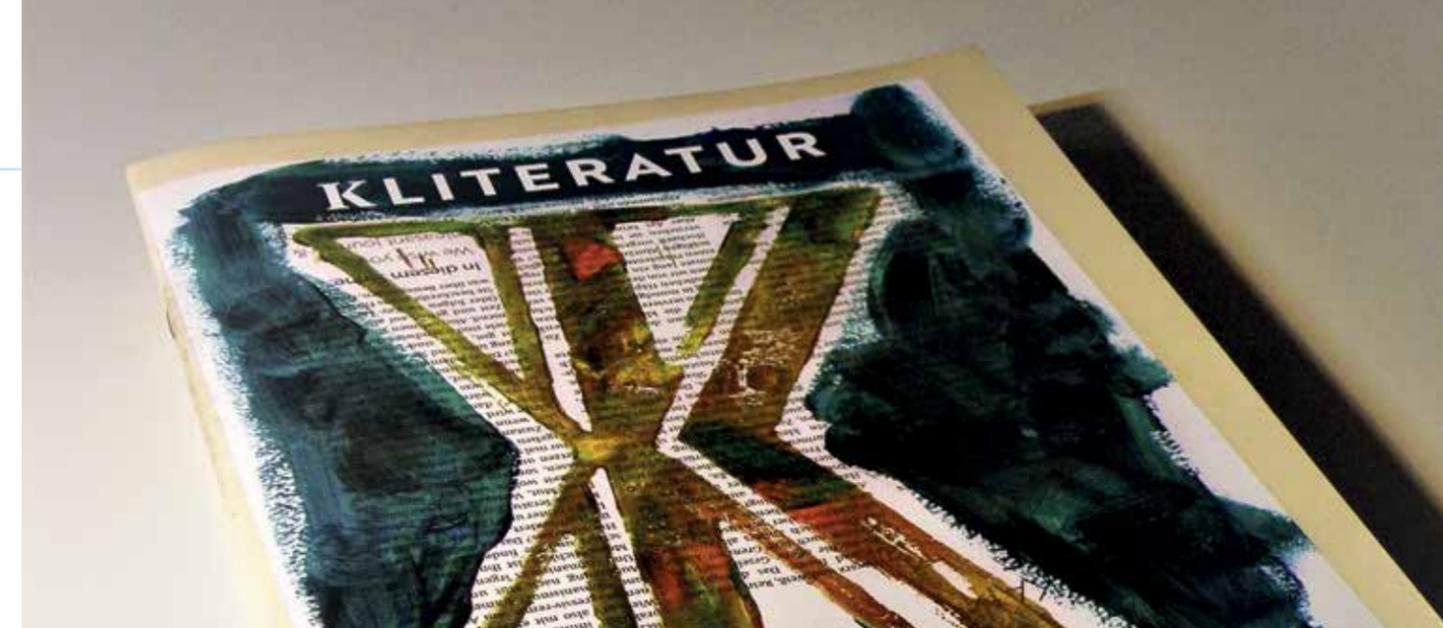


Ende 2018 erschien die dritte Ausgabe der **neolith**, Magazin für neue Literatur an der Bergischen Universität Wuppertal. Die schlichte Aufmachung stellt die Texte ins Zentrum des Heftes, die von den hervorragenden bildnerischen Beiträgen von Marlies Blauth, Denise Coriandoli, Borys Mysakovych und Stefanie Schröder begleitet werden. Auf über hundert Seiten sind knapp dreißig Autor*innen versammelt, wobei auf jegliche Kapiteleinteilung verzichtet wird. Diese große redaktionelle Zurückhaltung führt leider dazu, dass man trotz der schnörkellosen Aufbereitung etwas ziellos durchs Heft irrt – eine erkennbare

Struktur innerhalb der Textauswahl könnte dem entgegenwirken.

Die *neolith* widmete sich diesmal dem Thema ‚unisex‘: „Es geht um Frauen und Männer, Jugendliche und Erwachsene, Sehnsüchte und Bedürfnisse und manchmal auch um Kleidung. Der Mensch als Individuum, ob Frau oder Mann, befindet sich dabei im Kern jeder Geschichte, jedes Gedichts – jedes Kunstwerks“, heißt es recht pauschal im Editorial. Dass hierbei nur zwei Geschlechter berücksichtigt werden und nicht alle Geschlechter gleichermaßen, kann man vor allem in Anbetracht der aktuellen gesellschaftlichen Debatte durchaus kritisieren. Zudem liegt der Fokus der Textauswahl größtenteils auf dem Thema ‚Sex‘: Ob in der Gruppe (Marlene Schulz), mit Robotern (Sigune Schnabel) oder in anderen Beziehungsstrukturen – die meisten Texte beschäftigen sich vorrangig mit dem sexuellen Mit- bzw. Nebeneinander: „Mann und Frau sind wie Nachbarn: Sie gehen sich vielleicht dann und wann besuchen. Beziehungsweise selten“, heißt es in der erzählperspektivisch spannend gearbeiteten Erzählung *Nachbarn* von Olaf Lenz.

Dass das Heftthema möglicherweise auch ironisch betrachtet (oder gemeint sein) könnte, stellt das gleichnamige Gedicht von Reinhard Clement in Aussicht: „Liebt sich einzig permanent / nur Studentin und Student / macht mich das total perplex / Sowas nennt man Unisex.“ Der Gender-Aspekt blitzt in der Fülle der Texte leider nur selten hervor. Anklänge finden sich in Falk Andreas Funkes Gedicht *Pferde*: „eines schaut / hoch und herrisch / über den Dunst // dass du denkst / sicher / der Hengst“. Vera Heinrich erzählt in lakonischer Weise von einer durch Namensfehlschreibung hervorgerufenen Geschlechterverwechslung: „Warum klangen



die Worte plötzlich vollkommen anders, wenn sie nicht von einem Mann, sondern einer Frau stammten?“ Das Fremdfühlen im biologischen Geschlecht und die damit einhergehenden individuellen und gesellschaftlichen Problemfelder werden lediglich von Samira Servos in *Müssen wir ...?* thematisiert: „Dass auch etwas anderes als das nicht zu Unrecht stellenweise bröckelnde binäre Geschlechtsmodell vorstellbar war, darin waren sie sich alle einig, doch ebenso darin, dass außerhalb davon (noch) kein Leben möglich war“. Schade, gerade dieses Thema hätte mehr Potential!

„So! // Lebste ab jetzt / einfach so – OHNE / Metaphern.“

– Andreas Schumacher in *SYLTSE* –

Eine weitere neue Literaturzeitschrift ist die **SYLTSE, Zeitung für Schwerdenkeleien und Leichtsinngenten** aus Wien, wobei sich der sperrige Titel leider auch auf grafischer Ebene niederschlägt. Auf rund sechzig Seiten werden qualitativ sehr unterschiedliche Tex-

te geboten: Neben solide gemachten Beiträgen wie von Felix Buehrer, Matthias Engels, Harald Kappel (auch bei uns vertreten, siehe S. 32), Kathrin B. Külow und Nicola Mößner findet sich viel unnötiges Reim-Gesülze und pathetischer Weltschmerz, der zwischen Selbstbeweihräucherung und -bemitleidung schwankt. Nikolaus Scheibners Gedicht liest sich in diesem Kontext fast wie ein Aufforderung des Herausgebers: „selbst mangelgedichte sind willkommen“. Dann lieber doch à la Andreas Schumacher: „Studierste ja germanistisch / wegen so nen Sachen. // Aber bitte, deinetwegen – // spuckste halt drauf. // So! // Lebste ab jetzt / einfach so – OHNE / Metaphern.“ Vielleicht verschuldet es ein nicht vorgegebener thematischer Rahmen, jedenfalls wird nicht klar, was diese Zeitschrift will. Möglicherweise ist gerade dies die Intention: Man möchte sehen, wohin die *SYLTSE* geht und dabei möglichst offen bleiben, oder wie es Mia Gschwend formuliert: „die Frage nach dem Sein verlangt definitiv keine endgültige Antwort.“

Ganz anders verhält sich das bei der zweiten Ausgabe der Kölner Literaturzeitschrift **KLiteratur**, herausgegeben von Philipp-Bo Franke und Jonas Linnebank. Entsprechend dem Heftthema ‚Zugang‘ lässt dieses sehr ambitionierte Projekt ein wohlgedachtes Konzept erkennen und

zeigt, was Literatur alles sein und bieten kann. Dabei mangelt es nicht an einer klaren Positionierung der Herausgeber: „Wo kein Zugang, da auch kein Ausblick und wo kein Ausblick, da kein Fortschritt. Unterm Strich bleibt ohne Zugang nur ein Zustand. Und der aktuelle Zustand ist mehr als bedenklich. [...] Wir finden, Zynismus und Angst sind keine brauchbaren Zugänge zur Welt. [...] Denn Mut, Verstand und Mitmenschlichkeit wollen wir nicht hinter uns lassen, sondern einander wieder vorsetzen und überall zentral verankern. Nur mal so als Idee, auf die man wieder zugehen und mit der man den aktuellen Zustand angehen könnte.“ Zwar muss man sich an die unkonventionelle Aufbereitung erst gewöhnen – so findet sich etwa das Inhaltsverzeichnis samt poetischem Heftprogramm erst in der Mitte der Zeitschrift –, ist dieser Schritt erstmal getan, eröffnen sich spannende Zwischenräume, in denen immer wieder neue Dinge entdeckt werden können. Geboten werden dabei tatsächlich die unterschiedlichsten Zugänge, sowohl im Design als auch auf inhaltlicher Ebene. Interviews, Essays und Reden stehen neben Übersetzungen, Lyrik und Prosa; ungewöhnliche Textsorten wie literarische Kleinanzeigen, Tinder-Poetry, Lyrik zum Selbstmachen und fiktive Leser*innenbriefe werden von Grafiken und Comics begleitet. Bei den Fotografien von Michele Brancati kann den Herausgebern nur zugestimmt werden: „Unerhört gut.“ Es lohnt sich definitiv, sich für diese Zeitschrift Zeit zu nehmen, denn „man wächst immer in eine gesprochene Welt hinein“, so Clemens Schittko im Epilog des Heftes.

Klar gegen Nationalismus und Rassismus positioniert sich das kostenlose Satire-Blatt *Der grinsende Pinguin*, das im Dezember 2018 erstmalig erschien. Auf überschaubaren zwei Druckbögen im Zeitungsformat werden Karikaturen der 1920er-Jahre auf das heutige Europa gemünzt. Dabei werden nicht nur die politischen Entwicklungen unserer Zeit auf- und angegriffen, wie beispielsweise im *Referenten-Entwurf zur Bundesverfassung der Republik Österreich des Hofrat Dr. Friedrich von und zu Eichenwald und Söhne B.A. (FH)* oder in der *Fanfare Salvini*, die „Nach rechts und links zu singen“ ist, auch wird sich literarischer Traditionen bedient, was im Gedicht *Der Wahlesel: Europa 2019* von Heiner Heinrich gekonnt unter Beweis gestellt wird: „Und weil ich ein Esel, so rate ich Euch, / Den Esel zum Präsidenten zu wählen. / Wir stiften das große Eselreich, / Wo nur die Esel befehlen.“ Und wer gerade lieber nicht lesen mag, kann auch malen nach Zahlen. Was bleibt von den neuen Zwischenräumen? Viel Gutes, Spannendes, Politisches, das hoffentlich noch viele Früchte tragen wird.

Felicitas Biller

Besprochene Ausgaben:

- Der grinsende Pinguin Nr. 1*: Linz, 2018.
- KLiteratur #2*: Zugang. Köln, 2018.
- mischen. Heft 1*: Graz, 2019.
- neolith # 3*: unisex. Wuppertal, 2018.
- SYLTSE #001*: Wien, 2018.

Weitere Informationen und z. T. Bestellung:
www.liberladen.org

„DA UNS VIELES REIZT, ÜBERSETZEN WIR ALLES.“

Am Anfang war die Übersetzung. Und die Übersetzung war ein Kollektiv. Genauer gesagt: ein *Versatorium*. Dieses Wiener Kollektiv für literarische Übersetzungen beschäftigt sich seit Jahren mit Texten aus allen Sprachen und ist Speerführer im Kampf für eine höhere Anerkennung des Übersetzungsprozesses. Marko Dinić sprach mit Helmut Ege über das Übersetzen als immaterielles Kulturerbe, die Büste von Tante Allegrie und was der Name *Versatorium* eigentlich bedeutet.

Liest man euren Namen, kommen einem viele Assoziationen, naheliegender ist die eines Vers-Labors. Was aber ist das *Versatorium*, was sind eure Ansätze?

Da könnte man Aufsätze darüber schreiben. Aber statt mit einem Absatz beantworten wir das lieber mit einer Frage. Wer – satorium? Wosatorium? Wiesatorium? Vielleicht auch wann satorium? Vor allem wir, satorium?

Labor ist gut, denn ich würde sagen, es wird sehr viel gearbeitet, geschuftet sogar. *Versatorium*, würde ich sagen, ist ein Ort für *Versa*, wo gelesen, gedreht, gewendet, geschnitten, geklebt, gefalzt, auch getanzt wird.

Versatorium ist ein Laboratorium (weniger als ein Kon-*versatorium*) für vieles: für Verse, Versuchen, Verstummen, Verstecken u. s. f. – Dinge, die an den Universitäten vielleicht zu wenig Raum haben. Ein Laboratorium ist *Versatorium* mit Pinzetten zum Aufsammeln der Wörter, mit Seziermessern zum Zerstückeln in Buchstabenpartikel und mit Mikroskopen, um das Verstummen der Verse ins Weiß der Zeile zu untersuchen.

Versatorium ist ein Reservat: ein Schutzgebiet für Übersetzungen, eine Gegend zum Gehen, um im Wandern aus den Zusammenhängen zu springen, die Sinne zu schärfen und sie zu wandeln in andere Sprachen.

Versatorium ist ein Tor, das einen Dialog öffnet, in der Art eines Weidegatters, das das zusammengefügte Stabwerk durchlässig macht.

Ihr bezeichnet euch selbst als Kollektiv. Was sind eurer Meinung nach die Vorzüge der kollektiven Arbeit und wie kann man sich einen Arbeitstag vorstellen?

Zug-gebenermaßen ist dem durchaus so. Es zieht immer, wenn wir übersetzen. Deswegen sind wir auch in alle Winde zerstreut. Aber wir finden uns vorzugsweise auf einem Bahnhof:

Seitenklammer
Öl
Objektkamera



Foto: Gregor Pirgie

Kartoffel
Sprachen
Büste von Tante Allegrie
Sergio Leone
ein Vogel
zwei Steine
Zirpen
Tacker
Flaschenpost
Stanleys Messer
Leukoplast
Nadel und Faden
Wörter
Heizkörper
Trinkhörner
Bücher
con + lego
auf + zusammen
lesen

Was reizt euch an der Lyrik und inwiefern beeinflusst die Arbeit im *Versatorium* euer eigenes Schreiben?

Wir sind sehr leicht reizbar. Und da uns vieles reizt, übersetzen wir alles. Denn Poesie * * □ * *

■ * □ * * □ ● * * * * □ * * * * □ * * * * * * * * * *
◆ ■ □ ♦ * * * * □ [...] Schilder, Impresen, Namen,
manchmal auch Gedichte und Interviewfragen

Ihr beschäftigt euch seit vielen Jahren schon mit Übersetzungen und Übersetzungsarbeit. Welchen Stellenwert nimmt die Übersetzung in der heutigen Literaturlandschaft ein, zumal eine, die euren Ansatz verfolgt?

Literarisches Übersetzen ist eine Tätigkeit, die weltweit ausgeübt wird, die viel Erfahrung, einen hohen Grad an Ausbildung und Sensibilität verlangt. Trotz ihrer weiten Verbreitung und unschätzbaren Bedeutung werden übersetzerische Werke und Schaffende nur marginal gewürdigt und sind im Literaturbetrieb wie auch in der öffentlichen Wahrnehmung weitgehend unsichtbar und in mehreren Weisen gefährdet. Es gibt auch keine wissenschaftlich gesicherten Wege, das literarische Übersetzen beizubringen. Zwar gibt es viele Wege, es zu lernen, durch Kritik und Gespräch, durch Lesen, durch Üben und Ausnahmen. Es muss aber an jedem Objekt, an jedem

Text neu gelernt werden. Übersetzen kann also gelernt, aber nicht gelehrt werden. Wir möchten literarisches Übersetzen als immaterielles Weltkulturerbe vorschlagen, da es den Übergang literarischer Texte aus dem sprachlichen Horizont ihres Entstehens in die vielsprachige Welt überhaupt erst ermöglicht. Es ist daher in besonderer Weise Weltkulturerbe, da es an jeder Stelle auf der Welt praktiziert wird, sich zugleich an jedem Text, neben jeder sprachlichen Form neu bilden muss.

„Es entsteht beim Übersetzen ein Text, der vorher nicht da war.“

Literarisches Übersetzen ist schützenswert, da es Internationalität, Grenzöffnung und Zusammenarbeit fördert. Es fördert die Migration von Texten und Menschen und schafft Verbindungen zwischen Regionen und Sprachen, wie sie literarische Werke ohne Übersetzung nicht schaffen könnten. Literarisches Übersetzen, im Unterschied zu anderen Arten des Übersetzens, wiederholt nicht, gibt auch gar nicht vor zu wiederholen, sondern schafft neu. Es findet nicht nur, was im Ausgangstext liegt, es erfindet die Übersetzung. Es entsteht beim Übersetzen ein Text, der vorher nicht da war.



Foto: Gregor Pirgie

Was darf man vom *Versatorium* in naher Zukunft erwarten?

2020 erscheint der von *Versatorium* übersetzte Band *Le beatitudini della malattia* von Roberta Dapunt im *Folio Verlag* in Bozen und Wien. Gedichte der US-amerikanischen Dichterin Rosmarie Waldrop werden seit einigen Jahren im *Versatorium* viel gelesen und spärlich übersetzt. Eine Gruppe hat zu ihrem Buch *A Key Into The Language Of America* ein umfangreiches Projektvorhaben entwickelt.

Und ein Übersetzungsprojekt rund um das Wort ‚Fjord‘, das über die Nationalsprachen hinweg in verschiedener Gestalt arbeitet, ist in Planung. Wohin dieses Projekt führt, lässt sich nicht planen.

BEZIEHUNGSSTATUS: WERTVOLL

Der Waldviertler Martin Peichl nutzt das breite Spektrum, das die Literatur zu bieten hat, vollkommen aus. Er veröffentlicht in zahlreichen Literaturzeitschriften, organisiert die Lesereihe *In einer komplizierten Beziehung mit Österreich*, schreibt Einzeiler auf Bierdeckel und lässt diese in Lokalen liegen; außerdem vermittelt er deutsche und englische Literatur an den Nachwuchs. Mit *Wie man Dinge repariert* ist im Februar in der *Edition Atelier* sein erstes Buch erschienen.

Und es wird in Erinnerung bleiben, denn Martin Peichl ballert in seinem Debutroman Sätze raus, die inhaltlich und formal solche Perlen sind, dass ich sie mir gerne in Übergröße ausdrucken und als Wandtattoo übers Bett kleben würde – jeden Tag aufwachen und lesen: „Bei Kafka schweigen die Sirenen, bei mir schwimmen sie im Traunsee und zitieren Wittgenstein.“ (S. 82)

Es sind die Begegnungen mit Marie, der Jugendliebe des Protagonisten, die sich – teils initiiert, teils zufällig – als roter Faden durch das Buch ziehen. Man schreibt, trinkt, begleitet sich zu Beredigungen, fährt alleine auf Urlaub oder miteinander, streitet, verträgt sich, verliert sich, findet sich wieder. So schön, so glaubhaft, so nachvollziehbar. *Wie man Dinge repariert* ist in kurze episodenhafte Kapitel gegliedert, die die Handlung mal mehr, mal weniger vorantreiben, aber immer kurzweilig zu lesen sind, mit starken Einstiegen beginnen und pointiert enden. Abgeschlossen wird jede Episode mit einem „Beziehungsstatus“, der separat auf eine Seite gedruckt ist. Auch hier kommt der Fan von tiefgründig-derben Einzeilern voll auf seine Kosten: „Beziehungsstatus: Am

Wochenende trinkst du meine fragile Männlichkeit wie Schnaps“. (S. 16)

In Martin Peichls Buch steckt inhaltlich und sprachlich sehr viel Österreich – es ist ein literarisches Maibaumfest: Keller in NÖ und kandelweise Spritzer, Dorffeste und Dorfbeerdigungen, Familiendramen, braune Suppe und dieses Gefühl, das man so hat zwischen zwanzig und dreißig als zielloser Millennial. Unerwartete Exkurse, wie zum Polarforscher Ernest Shackleton und Käpt'n Iglo, zu Thomas Bernhard und Romeo und Julia, sind stets sinnvoll eingearbeitet, nie um der bloßen Intertextualität willen. Kindliche Sprache und Gedanken werden authentisch vermittelt, beispielsweise als der junge Protagonist über die Krebserkrankung seines Nachbarn reflektiert: „Und ich hab mir vorgestellt, wie da ein Flusskrebs in seinem Hals lebt und ihm die Zunge wegzwickelt, hab mir vorgestellt, dass der Krebs seine Stimmbänder abgezwickelt hat [...] und mich natürlich auch gefragt, warum niemand seinen Hals aufschneidet und den Krebs rausholt, hab mich dazwischen sicher auch gefragt, wovon der Krebs sich ernährt und ob er zum Beispiel Nudelsuppe mag.“ (S. 18)

Foto: Jorghi Poll



Gutgeschriebene Sexszenen gehören in die erste Liga der Popliteratur: Ein falsches Wort und man wird schnell zu kitschig, zu pornografisch, zu detailverliebt oder zu abgedroschen. Nicht hier: Martin Peichl gelingt es, scharf und pointiert Lust zu vermitteln, ungeschönt und oft mit Frustrationen kombiniert. Zudem erzählt er glaubwürdig von ehrlicher und tiefer Liebe: „und man übersieht auch die Spuren der Vorgänger und Vorgängerinnen im Bett, weil man frisch verliebt ist, [...] fühlt sich jede Berührung so an, dass man sie am liebsten patentieren lassen würde, [...] und das Herz, das man als Stundenhotel geführt hat, wird auf einmal zur geräumigen Altbauwohnung mit Balkon, und wenn man verliebt ist, geht man auch wieder regelmäßig zur Nachsorgeuntersuchung.“ (S. 68)

Und so begleitet man den Protagonisten gerne – bis zu dem Moment, in dem es sich der Autor zu leicht macht. Denn die Erzählung wendet sich dahin, dass der Protagonist selbst als Autor auf die Fertigstellung seines Debutromans hinarbeitet, viel mit seiner Lektorin korrespondiert, dabei psychische und existentielle Ängste durchlebt. Das Schreiben über Schreibblockaden, das Nichtwissen-wohin mit der Geschichte, ist leider furchtbar abgelutscht und macht den Protagonisten, den man zuvor immer gerne begleitet hat und ein bisschen in die Arme nehmen mochte, leider ziemlich unsympathisch. Am liebsten würde man

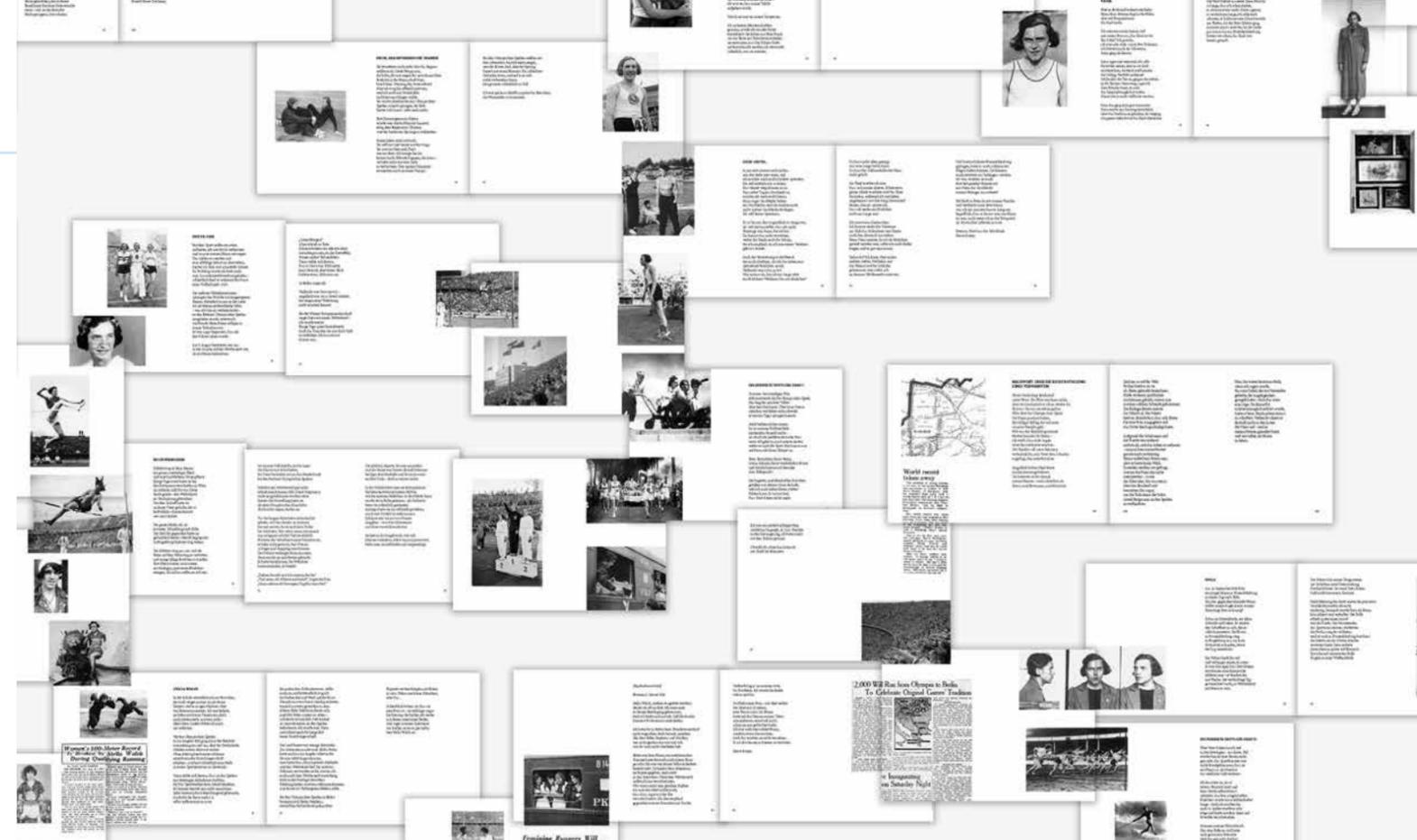
beide – Protagonist und Autor – an den Haaren packen, ihnen eine Gnackwatschn geben und sie anschreien, dass der Protagonist bitte zum Sudern aufhören soll, dass er doch ganz offensichtlich schreiben kann und mich als Leser*in nicht mit seinen Problemen und seiner mangelnden Kreativität nerven soll – wo ich doch einige Seiten zuvor genau jene Ideen so unglaublich genossen habe. Fast stellt sich die Vermutung ein, dass nicht nur der Protagonist, sondern auch der Autor selbst eine verlagsmäßige Deadline im Nacken hatte. Wenn dem so wäre (reine Vermutung meinerseits!), sollte es der Literaturbetrieb als warnendes Zeichen verstehen: Zwingt man Autor*innen (oder zumindest Martin Peichl) dazu, Bücher unter Hast zu vollenden, und nötigt sie dazu, vor lauter Stress beim Schreiben übers Schreiben unter Stress schreiben zu müssen, dann ist das vielleicht auf einer perfiden Metaebene spannend, macht aber ein Buch, das phantastisch hätte sein können, zu einem Buch, das wirklich sehr gelungen ist. Und das ist jetzt auch Sudern auf hohem Niveau, aber trotzdem leider eine unglaubliche Verschwendung von Potential.

Lisa-Viktoria Niederberger

Martin Peichl - *Wie man Dinge repariert*.
Edition Atelier, 2019.

ZOLTÁN LESI – IN FRAUENKLEIDUNG

„Ich weiß nicht, ob du dich gerade für einen Mann oder eine Frau hältst, aber der Krieg ist aus.“ Der Gedichtband *In Frauenkleidung* verfolgt den Lebensweg intersexueller Sportlerinnen zu Beginn der 30er-Jahre. In Kombination von nüchterner, intensiver Sprache mit historischen Fotografien und Zeitungsausschnitten entsteht eine Detektivgeschichte der besonderen Art. In den präzise dargestellten Figuren und ihren sehr unterschiedlichen Biografien treten – durch den Blick aus der historischen Distanz geschärft – auch unsere eigenen widersprüchlichen Geschlechterrollen hervor.



78

IBOLYA CSÁK

Mit dem Sport wollte ich schon aufhören, ich war frisch verheiratet und musste meinen Mann versorgen. Um stärker zu werden und eine allfällige Geburt zu überstehen, hackte ich Holz und schaufelte Schnee. Im Frühling wurde ich doch noch zum Auswahlwettbewerb eingeladen – schließlich fand er während der Pause eines Fußballspiels statt.

Die anderen Teilnehmerinnen sprangen wie Frösche, mit eingezogenen Beinen: Natürlich rissen sie die Latte! Als ich kleine, zerbrechliche Jüdin – was ich damals verheimlichte – zur Berliner Olympiade eingeladen wurde, zitterte ich vor Freude. Mein Mann willigte in meine Teilnahme ein. Er war sogar begeistert, dass ich den Führer sehen würde. [...]

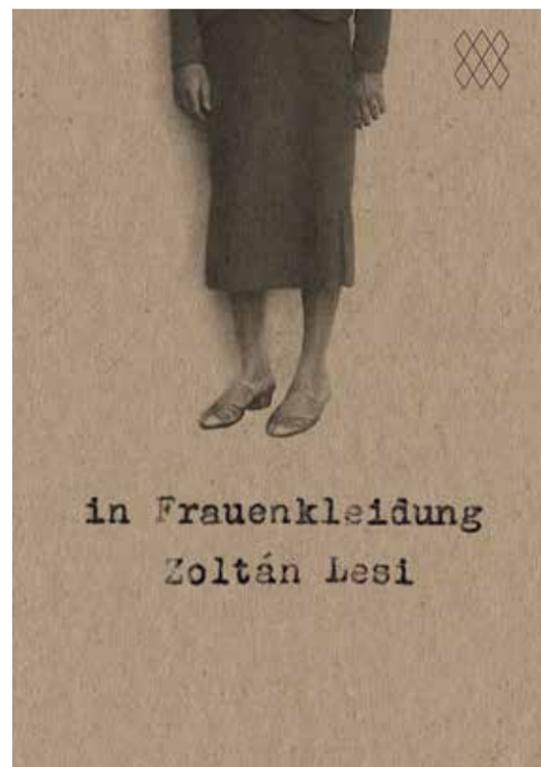


Foto: Ágnes Haraszti



Zoltán Lesi, (geboren 1982 in Ungarn) veröffentlichte zwei Gedichtbände sowie das Kinderbuch *Karton und Matild*, übersetzt deutschsprachige Literatur und ermöglicht den Literaturaustausch zwischen österreichischen und ungarischen Autoren. Als Abschluss seines Aufenthaltsstipendiums in Stuttgart erscheint in Kooperation mit der *Akademie Schloss Solitude 2019* sein erstes deutschsprachiges Buch *In Frauenkleidern* in der edition mosaik.

Zoltán Lesi – *In Frauenkleidung*, edition mosaik 2019, 978-3-9504466-9-2, UVP: 10€.

Erhältlich ab sofort im Buchhandel und auf liberladen.org

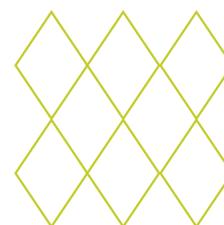
KREATIVRAUM

BASISLAGER HÜTTENBERG

Als Raum stehe ich selten im Mittelpunkt, obwohl ich die Basis für Begegnungen darstelle: Denn nur wenn ein Ort vorhanden ist, können sich dort Menschen treffen. Und das tun sie in mir, worauf ich schon ein wenig stolz bin. Ich bin ein Ort der Zusammenkunft, des Austauschs und der Vernetzung (selbst wenn das Internet streikt). Seit Jahren diene ich als zentrale Anlaufstelle des Kunstkollektivs *Bureau du Grand Mot* und des Mosaik, zudem bin ich die Brutstätte des *Isodance*. Die Künstler*innen versammeln sich gerne um meinen Küchentisch, im Sommer wird Sonne auf dem Balkon getankt. In mir wird gearbeitet, geplant, geschrieben, geprobt, gespielt, gekocht, gefeiert, miaut, geschlafen, geliebt, gelacht und gelebt.

Am meisten freut es mich, wenn Kunst in mir entsteht. So ist im Lauf der Zeit in mir eine kleine Galerie gewachsen, in der zahlreiche Kulturplakate, Fotografien des *Android Collective* und anderer Künstler*innen einen Platz gefunden haben; dazu eine Bibliothek mit viel junger Literatur in Zeitschriften- und Buchform. Gewissermaßen hinterlässt so jede*r Spuren in mir, das macht mich zum kollektiven Kreativraum.

Basislager Hüttenberg, mindestens zehn Jahre alt, ansässig in Salzburg. Beherbergt zahlreiche Künstler*innen (unentgeltlich). Zudem Gastronomieservice mit Hang zur Gemüseeinlage. Nachts werden Türen und Studios abgeschlossen.



Kreativraum ist eine Reihe mit Fokus auf Orte, an denen Kunst geschaffen wird – und Personen, die eben diese Räume nutzen.

Text: Felicitas Biller, Josef Kirchner, Foto: Mark Daniel Prohaska

